

Bischof
Dr. Gerhard Feige

Dialogisch

Kirche sein

Was ist eigentlich mit unserer Kirche in Deutschland los? Auch Magdeburgs Bischof Dr. Gerhard Feige haben die Berichte und Enthüllungen über den sexuellen Missbrauch Minderjähriger durch katholische Seelsorger erschüttert. Andere Themen sind inzwischen gefolgt, werden vielfach als „heiße Eisen“ wahrgenommen und polarisieren zunehmend.

Umso mehr begrüßte Bischof Feige schon im Herbst 2010 die Ankündigung eines „strukturierten Dialogs“ über die Zukunft unserer Kirche als einen ersten Schritt hin zu einem neuen, hoffnungsvollen Miteinander. „Wie auch immer sich unsere kirchlichen Verhältnisse entwickeln mögen“, hatte er den Bischöfen zur Vollversammlung zugerufen, „entscheidend ist, dass wir wach und sensibel sind, um auch unter neuen Bedingungen Gottes Willen zu erkennen und ihm gerecht werden zu können. Haben wir den Mut, uns den Problemen verantwortungsvoll zu stellen und nach geistvollen Lösungen zu suchen.“

In dieser Intention ging er auch in seinem Hirtenwort zur Österlichen Bußzeit auf die immer heftiger gewordenen Auseinandersetzungen ein und zeigt auf, was er unter einem fruchtbaren Dialog versteht. Das Leitwort des Schreibens – „Dialogisch Kirche sein“ – steht darum über der vorliegenden Sammlung seiner Ansprachen und Predigten.

Wie hoch der Magdeburger Bischof das gemeinsame Unterwegssein des Gottesvolkes schätzt, zeigt schließlich der Beginn der Bistumsversammlung im Mai dieses Jahres. Auch die Predigt zu diesem Anlass finden Sie neben etlichen anderen Texten in der vorliegenden Broschüre.

Thomas Lazar
Bistum Magdeburg

Impressum

Herausgeber: Bischöfliches Ordinariat Magdeburg
Max-Josef-Metzger-Straße 1, 39104 Magdeburg
bistum-magdeburg.de

Redaktion, Gestaltung: Thomas Lazar

Fotos: Eckhard Pohl (28u), Klaus Constabel (29o), Johannes Killyen (29u), Engelbert Püllicher (31o), L'Osservatore Romano (32o), Katholische Nachrichtenagentur (33), Bistum Magdeburg

Druck: Schlüter Druck, Schönebeck

G"eicht euch nicht dieser Welt an".....	6
Predigt zur Schlussandacht der Vollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz im Herbst 2010 in Fulda	
Dialogisch Kirche sein.....	12
Hirtenbrief zur Österlichen Bußzeit 2011	
Welchen Gott verkünden wir.....	17
Predigt am Dies Sacerdotalis 2011	
„Jetzt ist sie da, die Zeit der Gnade“.....	21
Predigt bei der Bistumsversammlung 2011	
Gottes Schöpfung – uns anvertraut.....	26
Predigt zur Bistumswallfahrt 2010	
Vergänglich – anregend – hoffnungsvoll.....	38
Predigt zur Wiederbeilegung Edithas im Magdeburger Dom 2010	
„Wenn ihr nicht wie die Kinder werdet“.....	42
Predigt zu einer Tagung von Kirchenclowns 2010	
Ja zur Macht.....	47
Predigt im Gottesdienst zur Konstituierung des Landtags von Sachsen-Anhalt 2011	
Dem Geist folgen.....	51
Predigt zum Pastoraltag 2010	
Seelsorger – Pfarrer- Dompropst.....	55
Predigt zur Einführung des neuen Kathedralpfarrers in Magdeburg 2010	
Wovon lassen wir uns leiten.....	60
Predigt zu Christkönig 2010	

„Gleicht euch nicht dieser Welt an ...“

*Predigt zur Schlussandacht der Vollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz in Fulda am 23. September 2010
(Röm 12,1-12)*

Am 27. September 1990, also vor fast genau zwanzig Jahren – alle Bischöfe aus der noch bestehenden DDR waren erstmals hier in Fulda bei einer Vollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz mit dabei – gab deren Vorsitzender, Bischof Karl Lehmann, am Beginn der Schlussandacht bekannt: „Wir haben zusammen einen Antrag der Berliner Bischofskonferenz zur Kenntnis genommen, dass die Berliner Bischofskonferenz aufgelöst wird ... und künftig wieder eine einzige Deutsche Bischofskonferenz sein wird. Wir Bischöfe in der Deutschen Bischofskonferenz haben dies einstimmig und nachdrücklich von Herzen begrüßt.“⁴¹ Und am Ende der Schlussandacht konnte er noch hinzufügen: „Soeben ist uns von Rom mitgeteilt worden, dass der Heilige Vater (davon) positiv Kenntnis genommen hat ... Wir werden noch unsere Statuten und unsere Satzungen, die wir bereits beschlossen haben, nachreichen und dürfen dann bald und rasch mit einer formellen Genehmigung rechnen. Ich ... danke dem Heiligen Vater, dass er uns noch vor dem 3. Oktober, dem Tag der Einheit Deutschlands, es ermöglicht hat, dies hier mitzuteilen.“⁴² Damit war die Einheit der katholischen Kirche in Deutschland gewissermaßen schon vor dem Beitritt der DDR zum Geltungsbereich des Grundgesetzes zustande gekommen. Nunmehr aber drängte es, sie und den gesamten deutschen Vereinigungsprozess weiter zu gestalten und mit Leben zu erfüllen. Treffend – für Enthusiasten damals freilich zu nüchtern – bemerkte Bischof Karl Lehmann beim Ökumenischen Gottesdienst am 3. Oktober 1990 in Berlin dazu: „Wir brauchen ein neues Denken und Fühlen, um uns wirklich wechselseitig anzunehmen.“⁴³

Inzwischen sind schon wieder zwei Jahrzehnte vergangen. Dramatische Entwicklungen liegen hinter uns, mit großartigen Erfolgen, aber auch maßlosen Enttäuschungen. Einerseits erfüllt wohl die meisten immer noch Freude und Dankbarkeit, ist selbstverständlich zusammengewachsen, was willkürlich getrennt war, halten sich Solidarität und gegenseitiges Interesse; andererseits bleibt vieles kritisch anzufragen, erscheint die „Freiheit grauer als der Traum von ihr“, gelingt es zwischen Ost und West nicht immer, sich wirklich zu verstehen oder verständlich zu machen.

Inmitten dieser spannungsreichen Erfahrungen hören wir Paulus heute im Brief an die Römer (12,2) sagen: „Gleicht euch nicht dieser Welt an, sondern wandelt euch und erneuert euer Denken, damit ihr prüfen und erkennen könnt, was der Wille Gottes ist, was ihm gefällt, was gut und vollkommen ist.“ Was könnte das aus ostdeutscher Perspektive bedeuten, vor allem auf dem Hintergrund dessen, was wir „DDR-Katholiken“ mit in die deutsche Einheit eingebracht und was wir seitdem erlebt haben?

„widerständig“

Im Wort der Berliner Bischofskonferenz vom 18. September 1990 zur deutschen Wiedervereinigung hieß es dazu: „Wir haben versucht, an Gott und seiner Kirche in einer atheistischen Gesellschaft festzuhalten. Viele von uns haben Nachteile um des Glaubens willen auf sich genommen. Wir bringen mit unsere ökumenischen Erfahrungen, die uns als Christen in der Bedrängnis und Anfechtung geschenkt wurden.“⁴⁴ Tatsächlich galt es für bewusste Christen, mehr oder weniger widerständig zu sein, sich nicht der herrschenden Ideologie anzupassen und mit der Masse mitzuschwimmen. Eine solche Herausforderung brachte sowohl Gefahren als auch Chancen mit sich. Viele hatten nicht die Kraft und den Mut, lange dem marxistisch-leninistischen Druck zu widerstehen; sie sind aus der Kirche ausgetreten oder haben sie lautlos verlassen. Andere sind dadurch in ihrem christlichen Glauben und ihrer Treue zur Kirche gewachsen.

Und wie ergeht es uns heutzutage? Zahlreiche Erfahrungen mit unserer modernen Gesellschaft legen den Eindruck nahe: In diktatorischen Zeiten kann es manchmal leichter sein, sich deutlich beziehungsweise eindeutiger zu Jesus Christus und seiner Kirche zu bekennen. Schwieriger wird es da schon, wenn uns inmitten einer nicht mehr überschaubaren Meinungsvielfalt Gleichgültigkeit entgegenweht oder wir der Täuschung erliegen, es reiche für uns, nette und freundliche Menschen zu sein, sich eher mit der Welt zu arrangieren als ihr immer wieder auch den kritischen Spiegel christlicher Wahrheiten vor Augen zu halten.

Sich der Welt nicht anzugleichen, bedeutet für Paulus in erster Linie aber, sich selbst wandeln zu lassen und immer wieder zu prüfen, was Gott gefällt und für uns Menschen heilsam ist. Manche – so mein Eindruck – folgern daraus freilich, sich abkapseln und einschließen zu müssen. Dagegen war schon in einem ostdeutschen Predigtbuch von 1978 zu lesen: „Der Rückzug ins Getto ist verbunden mit der Ausrü-

fung des Verteidigungszustandes für die angeblich reine, unverfälschte Lehre. Wer nicht mit ins Getto will, wer weiterhin prüfen will, wird zum Ketzer erklärt ... Die Frage nach Identität zwingt, alles in Paragraphen niederzulegen. Man gerät über ... Nebensächlichkeiten in Streit. Die wenigen noch vorhandenen Kräfte werden von innerbetrieblichen Querelen aufgezehrt.⁴⁵ Und Kardinal Julius Döpfner warnte schon zuvor: „Christliches Selbstbewusstsein, das sich in pharisäischer Überheblichkeit und in der Verurteilung der ‚bösen Welt‘ äußert, ist ein Zerrbild christlicher Berufung.“⁴⁶ Ohne Zweifel brauchen wir als Kirche und als einzelne Christen Profil, sollten wir erkennbar und selbstbewusst auftreten, gewissermaßen – wie es im Italienischen heißt – „al dente“, „mit Biss“, aber nicht bissig, zwischen Weltvergötzung und Weltverachtung, zwischen Weltsucht und Weltflucht, als solche, die in Freiheit Verantwortung übernehmen und sich selbst zur Ehre Gottes als lebendiges Opfer einbringen. Dazu gehört es auch, trotz mancher zwischenkirchlichen Spannungen ökumenisch nicht zu resignieren, sondern die Einheit der Christen weiter voranzutreiben: beharrlich und fair, nüchtern und hoffnungsvoll, mutig und kreativ, mit Herz und Verstand.

„freiheitlich“

„Du hast uns in die Freiheit hinausgeführt.“ In diesen Worten aus Psalm 66 kommt auch zum Ausdruck, was viele Christen vor zwanzig Jahren dachten, als die innerdeutsche Mauer gefallen war und die politischen Verhältnisse sich radikal veränderten. „Du hast uns in die Freiheit hinausgeführt.“ Als glaubende und getaufte Menschen – so verkündet uns Paulus – sind wir durch Christus grundsätzlich sogar von der Sünde (Röm 6,18-23), vom Gesetz (7,3f) und vom Tod (6,21) befreit. Wir sind wer! Gott hat uns nicht gnadenlos festgelegt oder eine Sklavenseele eingehaucht; wir sind keine Marionetten, sondern sein Ebenbild, zur Freiheit berufen und befähigt. „Du hast uns in die Freiheit hinausgeführt.“ Das gilt entsprechend von der Gemeinschaft, der wir als Christen angehören: der Kirche. „Wo der Geist“ Jesu Christi „wirkt“ – so sagt Paulus – „da ist Freiheit“ (2 Kor 3,17b). Dabei versteht Kirche sich nicht nur als eine Hüterin menschlicher Freiheitsrechte, sondern auch selbst als eine Wirklichkeit, in der man der eigentlichen, wahren und letzten Freiheit begegnen kann. Und so haben viele in der DDR Kirche immer wieder als einen Zufluchtsort erfahren, an dem es möglich war, sich freimütig auszutauschen, in seinem Gewissen ernst genommen und in seiner Würde bestärkt zu

werden. „Kirche“ – so schrieb kurz nach der Wende der ostdeutsche Theologe Franz-Georg Friemel – „war eine Stätte der Freiheit, des freien Wortes, sie war eine Gegenwelt zum verordneten Sozialismus ... Sie war ein Schutzraum für das Menschliche.“⁴⁷

Keine Frage, so ideal erschien Kirche auch damals bei uns nicht immer und überall. Aber heute bedrückt es mich, wenn der Eindruck stärker wird, Kirche sei auch nur eine Ideologie: ein geschlossenes System mit „Wagenburgmentalität“ und sektiererischen Zügen oder ein „Allerwelts-Tummelplatz“ von Willkür und Beliebigkeit. Kleinkarierte Machtkämpfe finden statt. Viele beanspruchen rigoros im Recht zu sein. Fronten verhärten sich. Den einen ist man zu links, den anderen zu rechts. Manche fordern zu härterem Durchgreifen auf, einige dagegen sehen notwendige Entscheidungen schon als autoritär an. Auch boshafte Unterstellungen und ehrenrührige Verdächtigungen sind darunter. Wenn ich alles bedenke, was mich inzwischen aus Deutschland und darüber hinaus erreicht, komme ich mir manchmal vor, als sei ich Bischof „von Absurdistan“.

Sind das aber nicht genau die engstirnigen Methoden dieser Welt, die wir Christen meiden sollten? Worin unterscheiden wir uns dann noch von den anderen, wenn wir genauso wie sie agieren? Paulus hingegen regt uns an, geistvoller mit dem göttlichen Geschenk der Freiheit umzugehen. Selbstverständlich gibt es unter uns unterschiedliche Gaben, Auffassungen und Dienste. Als Glieder des Leibes Christi aber gehören wir zusammen. Und darum hält er für wichtig: „Strebt nicht über das hinaus, was euch zukommt, sondern strebt danach, besonnen zu sein ... Verabscheut das Böse, haltet fest am Guten! Seid einander in brüderlicher Liebe zugetan, übertrefft euch in gegenseitiger Achtung!“ Das muss man sich einmal angesichts mancher erbitterter und gehässiger Auseinandersetzungen auf der Zunge zergehen lassen! Aber nur so kann Kirche wahrhaft als Raum göttlicher Freiheit erfahren werden. Sich nicht dieser Welt anzugleichen, heißt darum auch weiterhin, mit allen Kräften um den Geist Christi zu ringen und wenigstens achtungs-, wenn nicht gar liebevoll miteinander umzugehen. Konstruktive Gespräche sind vonnöten, Mut und Barmherzigkeit, ein weiter Horizont und eine geistliche Tiefe.

„hoffnungsvoll“

Und was könnte es noch bedeuten, sich nicht von der Welt gefangen nehmen zu lassen, sondern aus Gottes Geist zu leben?

„Wir wagen den Aufbruch“, so wurde es vor einigen Jahren im

Bistum Magdeburg formuliert: „Wir wollen eine Kirche sein, die sich nicht selbst genügt, sondern die allen Menschen Anteil an der Hoffnung gibt, die uns in Jesus Christus geschenkt ist. Seine Botschaft verheißt den Menschen ‚das Leben in Fülle‘, auch dann, wenn die eigenen Möglichkeiten ausgeschöpft sind. Deshalb“ – so heißt es schließlich noch – „nehmen wir die Herausforderung an, in unserer Diasporasituation eine missionarische Kirche zu sein. Einladend, offen und dialogbereit gehen wir in die Zukunft.“⁸

Ich gestehe, dass das manchen vielleicht etwas zu markig klingt oder wie das Pfeifen ängstlicher Kinder im dunklen Wald. In der Tat stellt sich unsere Situation – äußerlich betrachtet – nicht unbedingt rosiger dar. Schon unsere Lage im Osten ist – wie wir jüngst erst wieder bei der Suche nach einer speziellen Fachkraft zu hören bekamen – ein „Standortnachteil“. Auch in den neuen Verhältnissen sind wir nicht mehr und nicht frömmere geworden. Als Katholiken „im Lande Luthers“ leben wir inzwischen in einer doppelten Diaspora: zusammen mit den evangelischen Christen inmitten von über 80 Prozent Konfessions- und Religionslosen, und dann noch als eigene extrem kleine Minderheit. Obwohl es durchaus suchende und interessierte Menschen außerhalb unserer Kirchen gibt, trifft man doch weithin auf eine Art „ererbter Gottlosigkeit“, die in anderen Regionen Deutschlands kaum vorstellbar ist. Die Gestalt von Kirche hat sich schon – auch aufgrund der demographischen Entwicklung – rasant gewandelt. Wir sind keine Volkskirche, wie es sie mancherorts vielleicht noch gibt; wir sind auch nicht mehr die Diasporakirche, wie wir sie aus DDR-Zeiten kennen. Vieles vergeht.

Andererseits findet Jahr für Jahr eine erfreuliche Zahl von Erwachsenen neu oder wieder zum christlichen Glauben. Ebenso zeigt sich, dass immer mehr Gläubige begreifen, aufgrund von Taufe und Firmung selbst eine geistliche Mitverantwortung zu tragen. Jede und jeder kann das Antlitz der Kirche verdunkeln oder ihr Leuchten verstärken. Auch sehe ich manche Chancen, unsere nichtchristlichen Mitbürger noch mehr mit dem Evangelium in Berührung zu bringen. Dazu muss man aber auch zuhören können, was sie bewegt, woraus sie bisher leben, was ihnen Mut macht und worunter sie leiden. Dazu wäre es insgesamt auch nötig, unsere kirchliche Einstellung gegenüber Menschen mit „gebrochenen Biographien“ zu überprüfen und nach Wegen zu suchen, ihren oftmals tragischen Gegebenheiten gerechter zu werden. Wie viele Geschiedene und Wiederverheiratete gibt es doch in unserer Gesellschaft, auch in unseren Gemeinden. Immer mehr Katholiken gehen bei uns, wenn sie denn überhaupt kirchlich

heiraten, verständlicherweise Ehen mit konfessionslosen Partnern ein. Und wenn Erwachsene sich taufen lassen wollen, konvertieren oder wieder in die Kirche zurückkehren, zeigt sich, dass verschiedene von ihnen nicht dem „katholischen Ideal“ entsprechen und auch das Kirchenrecht nicht weiterhelfen kann. Zwei Drittel der Kinder im Osten wachsen zudem in Lebensverhältnissen auf, die nicht in das herkömmliche Bild katholischer Ehe und Familie passen. Müssten wir nicht – ohne unsere Grundüberzeugungen aufzugeben – differenzierter und herzlicher auf diese Menschen und ihre Probleme eingehen? Ist es nicht gerade unser Auftrag, im Sinne Jesu zu verdeutlichen, dass niemand aufgegeben wird, sondern jede und jeder immer wieder zu neuer Hoffnung aufbrechen kann?

Worauf gehen wir zu? Wird es – biblisch gesprochen – ein Durchzug durchs Rote Meer, ein Murren in der Wüste oder der Einzug ins verheißene Land? Wird uns vielleicht zugemutet, Jesus noch intensiver auf dem Kreuzweg zu folgen, oder ergeht es uns wie den Frauen, die sich auf den Weg machen, um den toten Jesus zu salben, und mit der Botschaft von seiner Auferstehung konfrontiert werden? Wie auch immer sich unsere kirchlichen Verhältnisse entwickeln mögen, entscheidend ist, dass wir wach und sensibel sind, um auch unter neuen Bedingungen Gottes Willen zu erkennen und ihm gerecht werden zu können. Haben wir den Mut, uns den Problemen verantwortungsvoll zu stellen und nach geistvollen Lösungen zu suchen. Und seien wir dabei – wie Paulus es uns ans Herz legt – „fröhlich in der Hoffnung, geduldig in der Bedrängnis, (und) beharrlich im Gebet!“

¹ Karl Kardinal Lehmann, *Katholische Kirche im geeinten Deutschland. Bemerkungen zum Vereinigungsprozess. Eröffnungsreferat bei der Tagung der Kommission für Zeitgeschichte am 23. Oktober 2009 in Erfurt (Ms.)*, 16f.

² Ebd. 17.

³ Ebd.

⁴ *Katholische Kirche – Sozialistischer Staat DDR. Dokumente und Äußerungen 1945-1990*, hg. v. G. Lange u. a., Leipzig 1992, 411.

⁵ *Das Wort an die Gemeinde. Predigt-hilfen zu den Perikopen der neuen Leseordnung. Matthäusjahr II, Zweite Lesungen. Pfingsten bis Ende des Kirchenjahres*, hg. v. K. Lange, Leipzig 1978, 220.

⁶ Julius Kardinal Döpfner, *Fastenhirtenbrief des Jahres 1973*, in: *Die Feier des Stundengebetes. Lektionar II/7, Einsiedeln u. a. 1980*, 55.

⁷ ... *wie die Träumenden. Katholische Theologen zur gesellschaftlichen Wende*, hg. v. F.-G. Friemel, Leipzig 1990, 70f.

⁸ *Um Gottes und der Menschen willen – den Ausbruch wagen. Dokumentation des Pastoralen Zukunftsgesprächs im Bistum Magdeburg*, hg. v. A. Schleinger u. R. Sternal, Leipzig 2004, 38.

Dialogisch Kirche sein

Hirtenbrief zum ersten Sonntag der österlichen Bußzeit 2011

Polarisierungen

Liebe Schwestern und Brüder, was ist eigentlich mit unserer katholischen Kirche in Deutschland los? Manche behaupten, sie stecke in einer ihrer tiefsten Krisen. Seit dem letzten Jahr, in dem wir uns dem Skandal des sexuellen Missbrauchs Minderjähriger durch Priester und Ordensleute zu stellen hatten, scheint keine Ruhe mehr einzuziehen. Andere Themen sind gefolgt, werden als „heiße Eisen“ in die öffentliche Diskussion geworfen und polarisieren zunehmend.

Auf unserer letzten Herbstvollversammlung hatten wir Bischöfe die Bereitschaft zu einem „strukturierten Dialog“ über die Zukunft unserer Kirche angekündigt, leider aber nicht konkretisiert, was genau damit gemeint sei und wer nun mit wem worüber ins Gespräch kommen sollte. Inzwischen haben verschiedene Gruppierungen diesen Impuls aufgegriffen und sich zu Wort gemeldet. Mitte Januar waren es einige katholische CDU-Politiker, die in einem Brief an uns Bischöfe dafür plädierten, auch „viri probati“ – also in Ehe und Beruf bewährte Männer – zu Priestern zu weihen. Anfang Februar erschien dann das von zahlreichen Theologieprofessorinnen und -professoren unterschriebene „Memorandum 2011“, das für viele kirchliche Handlungsfelder einen offenen Austausch und dringenden Reformbedarf anmahnt. Dazu zählen neben den Zulassungsbedingungen zum Priesteramt auch solche Themen wie die Sexualmoral und die individuelle Gewissensfreiheit, ein barmherzigerer Umgang mit Menschen, die nicht den katholischen Idealen entsprechen, sowie die strukturelle Beteiligung der Gläubigen auf allen Ebenen und eine verbesserte Rechtskultur. Diese aufrüttelnde „Mängelliste“ hat umgehend zu vielfältigen Solidarierungen geführt, andererseits aber auch deutliche Gegenreaktionen – wie zum Beispiel die Petition „Pro Ecclesia“ – ausgelöst. Keine Seite ist sich zu schade, die andere zu diffamieren. Wer das Memorandum nicht unterstützt, gilt als ängstlich oder reaktionär; wer sich nicht mit dessen Kritikern verbündet, kann damit rechnen, als unkirchlich verdächtigt zu werden.

Was bisher in der Öffentlichkeit ausgetragen wird, halte ich für wenig hilfreich. Vieles klingt sehr selbstgerecht, vorwurfsvoll und polemisch. Auch banale Klischees und allgemeine Verdächtigungen gehören dazu. Das Niveau lässt – vor allem, wenn über den Zölibat ge-

sprochen wird – oftmals zu wünschen übrig. Von einem wirklichen Dialog kann noch keine Rede sein. Eher erweckt so manches den Anschein eines ideologisch verhärteten Schlagabtausches oder einer „Wünsch-dir-was-Veranstaltung“, wo jede und jeder mal eben meint sagen zu müssen, was Jesus nun wirklich gewollt habe und was an der Kirche stört oder aber unaufgebbar sei. Eine Fülle von recht unterschiedlichen Themen wird zumeist sehr plakativ zur Sprache gebracht. Apokalyptische Töne kommen auf, als ob es in diesem Jahr um alles oder nichts ginge. Manche beschreiben die kirchliche Wirklichkeit düsterer, als sie ist, um ihre Reformforderungen nur umso heller leuchten zu lassen. Zugleich werden illusorische Erwartungen geschürt, die Frustrationen nur noch verstärken. Andere sperren sich gegen jede kritische Anfrage und führen zur Verteidigung bisheriger Positionen zum Teil hanebüchene Argumente ins Feld.

Wie soll es weitergehen? Wollen wir uns durch Appelle und Resolutionen, zu denen man nur „ja“ oder „nein“ sagen kann, immer noch höher schaukeln? Soll der Anzahl der Unterschriften dann überlassen werden, wer überzeugender wirkt oder mehr Recht hat? Wie können wir Bischöfe konstruktiv mit den sogar einander widersprechenden Ratschlägen umgehen, die an uns herangetragen werden? Und wie können Sie sich als getaufte und gefirmte Christen an der gemeinsamen Suche nach den nächsten Schritten beteiligen?

Das Gespräch suchen

Liebe Schwestern und Brüder, im 1. Brief an die Korinther schreibt Paulus (12,4-7.12f): „Es gibt verschiedene Gnadengaben ... Es gibt verschiedene Dienste ... Es gibt verschiedene Kräfte ... Jedem aber wird die Offenbarung des Geistes geschenkt, damit sie anderen nützt ... Denn wie der Leib eine Einheit ist, doch viele Glieder hat ...: So ist es auch mit Christus. Durch den einen Geist wurden wir in der Taufe alle in einen einzigen Leib aufgenommen.“ Als Christen sind wir in der Kirche also insgesamt aufeinander verwiesen. Kommunikation ist vonnöten; gegenseitige Wahrnehmung und kritischer Austausch gehören dazu, auch die Orientierung am Vorbild Jesu, an der Lehre der Kirche und an den Zeichen der Zeit. Mehr denn je wird es wichtig sein, einen angstfreien und ehrlichen Dialog zu führen, um herauszufinden, was Gottes Geist uns angesichts der gegenwärtigen Herausforderungen sagen will. Dazu muss aber die Haltung stimmen. Ist man bereit, wirklich erst einmal zuzuhören und die andere Meinung verstehen zu wollen oder werden gleich scharfe Attacken

geritten und überzogene Forderungen aufgestellt? Bekannterweise macht ja der Ton die Musik. Wird destruktiv „Gift und Galle gespuckt“ oder zielorientiert mit Herz und Verstand debattiert? Gelingt es trotz aller Leidenschaft und Emotionen, die Sache im Blick zu behalten und differenziert zu argumentieren? Und wie sieht es mit der Beziehungsebene aus? Gilt da ein Vertrauensvorschuss oder beargwöhnt man sich von vornherein als unglaubwürdig? Vor allem aber gehört zu einem echten kirchlichen Dialog, sich im Gebet immer wieder dem lebendigen Gott anzuvertrauen und mit allen Kräften um den Geist Jesu Christi zu ringen. Mut und Barmherzigkeit, ein weiter Horizont und eine geistliche Tiefe sind dafür unabdingbar.

Vor einigen Jahren hat es in unserem Bistum mit dem „Pastoralen Zukunftsgespräch“ schon einmal einen recht umfangreichen Dialogprozess gegeben. Seitdem ist das Gespräch aber nicht abgeebbt. Immer neu wird in den verschiedenen Gremien der Pfarreien und des Bistums über unsere Situation nachgedacht und beraten. Ich selbst suche häufig – zum Beispiel auch über die Visitationen – den Kontakt zu möglichst vielen aus unseren Gemeinden und anderen Einrichtungen sowie aus deren gesellschaftlichem Umfeld, um alles noch besser verstehen oder auch erläutern zu können. Darüber hinaus soll es im Mai dieses Jahres wieder eine größere Bistumsversammlung geben. Dazu habe ich eine repräsentative Gruppe von Hauptamtlichen und Laien, von Ordensleuten, Verbänden und Initiativen eingeladen, mit mir zusammen danach zu fragen, welche Themen uns in unserer konkreten Situation im Bistum Magdeburg bedrängen – und welche Schritte wir zu gehen haben. Ich hoffe sehr, dass über diese Vertreterinnen und Vertreter die Meinungen vieler anderer mit in unsere Überlegungen einfließen; ich hoffe aber auch, dass wir uns dabei nicht kleinkariert verrennen, sondern hoffnungsvoll anregen können.

Um Wesentliches ringen

Liebe Schwestern und Brüder, was aber gilt es dabei noch zu beachten? Worum geht es uns eigentlich? Welche Themen stehen wirklich an? Wir alle wissen, wie Jesus sich seine Jünger vorstellte (vgl. Mt 5,13-16): Salz der Erde, Licht der Welt, Stadt auf dem Berge sollten sie sein; erkennbar, auffällig, profiliert – nicht aber angepasst bis zur Unkenntlichkeit. Auch heute müsste seine Kirche sich als eine alternative Bewegung verstehen, nicht als Versorgungsanstalt für religiöse Bedürfnisse oder als rigoristische und gnadenlose Sekte. Das macht es ihr auf dem Weg durch die Zeit nicht leicht. Immer wieder muss

sie sich darum im Geiste ihres Gründers erneuern. Zweifellos haben wir in der katholischen Kirche in Deutschland einen Aufbruch nötig.

Doch sind die Reformen, die von manchen zurzeit gefordert werden, tatsächlich die Rettungsmittel aus unserer Krise? Sicher dürften in einem Dialog die „heißen Eisen“ nicht von vornherein ausgeschlossen werden. Darum sollte man durchaus darüber nachdenken, was verbesserungswürdig und heilsam wäre, vor allem im Blick auf unsere Sexualmoral und auf die vielen Menschen, die aufgrund ihrer Lebensverhältnisse nicht mehr den katholischen Normen entsprechen. Es stünde unserer Kirche gut an, nicht nur rechtlich geordnet zu sein, sondern auch Barmherzigkeit walten zu lassen. Dabei muss freilich auch nüchtern beachtet werden, ob bisherige Regeln göttlichen oder kirchlichen Rechts sind. In der Kirche ist das Lehr- und Hirtenamt für derartige Klärungen verantwortlich. Daneben muss es aber auch hier für die anderen Gläubigen genügend Möglichkeiten geben, sich Gehör zu verschaffen.

Töricht wäre es freilich zu meinen, dass alle gegenwärtigen Anliegen binnen kurzem umgesetzt würden. Schließlich kann dies nicht einmal ein Papst so einfach entscheiden. Und außerdem bezweifle ich, dass es uns damit wesentlich besser ginge. Es gibt andere Kirchen, in denen das, was innerkatholisch diskutiert wird, alles zu finden ist. Stehen diese aber dadurch mit ihrem Glaubenszeugnis in unserer modernen Welt überzeugender da oder sind einige davon nicht in noch viel tiefere Krisen oder sogar Spaltungen geraten? Hilft es, die Symptome einer bedrohlichen Entwicklung kurieren zu wollen, indem man einige Regeln verändert, oder wäre es nicht notwendiger, sich mutig und phantasievoll ihren Ursachen – dem tief greifenden gesellschaftlichen Wandel mit seiner Glaubens- und Gotteskrise – zu stellen?

Schließlich sind wir dabei, uns von einer Volkskirche zur Kirche des Volkes Gottes hin zu entwickeln. Immer weniger ist der Glaube das kostbare Gut, das man von einer Generation zur nächsten „vererben“ könnte. Er will vielmehr bewusst und entschieden angeeignet werden. Wenn der Glaube also inmitten einer säkularen Gesellschaft lebendig bleiben soll, dann muss er zur persönlichen Sache des Volkes Gottes werden. Dann muss ein Hauptgewicht all unserer Bemühungen darauf gelegt werden, möglichst vielen Christen ihre Berufung und Verantwortung als Getaufte und Gefirmte bewusst zu machen. Das ist noch einmal etwas anderes als das bloße Mitmachen und Mitreden. Es bedeutet, sich existentiell damit auseinanderzusetzen, wer Gott angesichts der rasanten Entwicklungen in unserer Welt für uns ist, angesichts von Scheitern und Tod. Es bedeutet, sich als Laien

den Auftrag der Kirche zu Eigen zu machen, eine Hoffnung zu bezeugen, die all diesen Fragen standhält. Und es bedeutet, zusammen mit anderen Gläubigen in diesem Sinne Kirche auch da zu sein, wo kein Hauptamtlicher vor Ort ist: das heißt, miteinander zu beten, in der Heiligen Schrift zu lesen und sich um andere Menschen zu kümmern, vor allem um die, die in Not sind.

Liebe Schwestern und Brüder, lassen Sie uns also zusammen danach suchen, wie wir die Menschenfreundlichkeit Gottes in dieser Welt wieder neu bezeugen können. Bringen Sie sich im Rahmen Ihrer Möglichkeiten in das Gespräch um die Zukunft unserer Kirche ein. Und lassen Sie sich von den Unglückspropheten unserer Zeit nicht irre machen. Denn „Gott hat uns nicht einen Geist der Verzagtheit gegeben, sondern den Geist der Kraft, der Liebe und der Besonnenheit“ (2. Timotheus 1,6). In herzlicher Verbundenheit erbitte ich Ihnen dazu den Segen des allmächtigen Gottes, des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.

Welchen Gott verkünden wir?

*Predigt am Dies sacerdotalis 2011
(Jes 61, 1-3a.6a.8b-9; Lk 4, 16-21)*

Gotteskrise – Krise unserer Rede von Gott

In den letzten Jahren haben Sie alle viel Kraft und Mühe in die Gründung neuer Pfarreien investiert. Dieser Weg war nicht einfach – und ich bin sehr dankbar dafür, dass wir doch recht gut vorangekommen sind. Wie soll es nun weitergehen? Wie können die neuen pastoralen Räume noch überzeugender „mit Leben gefüllt“ werden? Auf den letzten beiden Pastoraltagen haben wir angefangen, nach ersten Antworten zu suchen. Und ich hoffe, dass die Bistumsversammlung, deren Auftakt ja schon in wenigen Wochen ist, uns noch mehr Einsichten und Anregungen bringen wird. Inzwischen hat sich aber auch gezeigt, dass wir mit den Fragen und Suchbewegungen unseres Bistums in einem größeren Zusammenhang stehen: In ganz Deutschland sind die Rufe nach einem intensiveren Dialog laut geworden.

Befinden wir uns in einer Kirchenkrise oder in einer Gotteskrise? Darüber wird zurzeit viel diskutiert. Kann man das überhaupt voneinander trennen? Schließlich ist es nicht Gott selbst, der in einer Krise ist; vielmehr geht es um eine Krise unseres Glaubens an Gott, unserer Rede von Gott und unserer kirchlichen Vollzüge. Deshalb möchte ich heute einmal eine Frage in den Mittelpunkt stellen, die ich für die wesentlichste in all den gegenwärtigen Auseinandersetzungen halte: Welchen Gott verkünden wir? Oder anders formuliert: Was lassen unsere kirchlichen Vollzüge vom Geheimnis Gottes aufscheinen?

Namhafte Autoren wie der Münchner Kardinal Reinhard Marx oder der evangelische Theologe Friedrich Wilhelm Graf haben jüngst mit der Frage provoziert, ob „unsere Rede von Gott und unsere Rede zu Gott“ nicht „manchmal zu verharmlosend, zu kitschig, zu banal, zu kleinkariert, zu sentimental und gedanklich anspruchslos“ (Marx) seien. Es bestehe die Gefahr, dass „ein Kuschelgott“ gepredigt wird, „an dem wer auch immer sich fröhlich erwärmen kann“. Zudem werde das Evangelium auf einen Tugendkatalog reduziert, beziehungsweise „zur schlichten Sozialmoral banalisiert“ (Graf). Vor allem zu Weihnachten würde immer wieder ein „ethischer Hochleistungsdruck“ erzeugt. Was aber wäre angemessener?

Ein Gnadenjahr des Herrn

Das heutige Evangelium nach Lukas könnte uns da eine Richtung weisen. Gewissermaßen handelt es sich hierbei um die erste öffentliche Rede Jesu. Sein Programm wird erkennbar, das, wofür er steht und wofür er gekommen ist. Letztlich erfahren wir darin auch, wer Gott ist. Ausgehend von einer Stelle aus dem Buch Jesaja erklärt Jesus den Menschen in Nazaret, dass sich die alten Prophezeiungen erfüllt haben und dass er der Gesalbte des Herrn ist. Dieser Messias weiß sich vor allem zu den Armen gesandt; ihnen will er seine gute Nachricht bringen.

Meistens wird der eigentliche Zündstoff in diesem Evangelium übersehen. Er steckt in einem einzigen Wort. Jesus sagt nämlich von sich, dass er gekommen sei, „ein Gnadenjahr des Herrn“ auszurufen (Lk 4,19). Mit diesem Wort „Gnadenjahr“, das die Einheitsübersetzung verwendet, ist der alte israelitische Begriff vom „Jubel“- oder „Jubeljahr“ gemeint. Damit verband sich etwas, das sicher so manchem Zeitgenossen Jesu zutiefst zuwider war.

Dieses „Jubeljahr“ geht auf das Buch Levitikus zurück. Dort wird angeordnet, dass es nicht nur alle sieben Jahre ein Sabbatjahr geben solle, sondern alle sieben mal sieben Jahre, also in jedem 50. Jahr, ein heiliges Jahr. In diesem Jahr sollten den Menschen, die sich verschuldet hatten, alle ihre Schulden erlassen werden. Sklaven waren freizulassen, und veräußerte Grundstücke mussten wieder an ihren Besitzer zurückkehren.¹ Keine Familie, keine Sippe sollte endgültig in Not bleiben müssen.

Diese biblische Weisung ist im Grunde „ein ungeheures soziales Konzept“ (Jörg Sieger). Es zeugt davon, wie großzügig Gott ist, wie sehr ihm am Leben jedes einzelnen Menschen liegt. Niemand soll sich auf Kosten anderer bereichern, und niemand soll sich auf seinem vermeintlichen Besitz ausruhen – denn Gott ist es, dem letztlich alles gehört. Schon im alten Israel stieß dieses Jubeljahr auf Widerstand; und letztlich es hat sich nie wirklich länger durchsetzen können. Deshalb ist es umso bemerkenswerter, dass sich Jesus in seiner „Antrittsrede“ in der Synagoge ausgerechnet darauf bezieht. „Ich bin gekommen, um ein Jubeljahr, ein Gnadenjahr des Herrn auszurufen“ – und nicht nur das, dieses Jubeljahr beginnt heute: „Heute hat sich das Schriftwort erfüllt“ (Lk 4,21). Mit dem Wirken Jesu beginnt also eine neue Zeit, die Zeit des Heils. Nun können wir an ihm ablesen, wer Gott ist – und wie sich dieser Gott unser menschliches Wirken vorstellt.

Welchen Gott verkünden wir?

Und da zeigt sich als erstes, dass Gott immer anders ist, als wir ihn uns vorstellen – ja geradezu verstörend anders. Gegen allen „gesunden Menschenverstand“ lässt er ein Jubeljahr einführen; gegen alle menschliche Erfahrung behauptet Jesus von Nazareth, der als Sohn Josefs bekannt war, dass mit ihm dieses Gnadenjahr begonnen habe. Das durchkreuzt unsere menschliche Sicht, das sprengt unseren Horizont. Immer wieder müssen wir unsere Sicherheiten und unsere Selbstgewissheit aus der Hand geben, bleiben wir in Bezug auf Gott Suchende. Von Gott zu reden ist deshalb „nur möglich in der Weise der Demut und im Geist der Anbetung“ (Marx).

Wenn wir uns so mit offenem Herzen auf ihn einlassen, erfahren wir auch, wie sehr er unser Herz in Bezug auf andere Menschen weiten will. Der Gott Jesu Christi will das Heil aller Menschen. Das Gnadenjahr des Herrn gilt nicht nur den Katholiken, und schon gar nicht nur der „Kerngemeinde“. Eine Kirche, die sich in ihrer Liturgie, in ihrem Beten und Handeln nur auf „die eigenen Leute“ beziehen würde, hätte das Evangelium schon verraten. Und ebenso wäre es ein Verrat, wenn wir dann zu den Menschen, die der Kirche fernstehen, von oben herab sprechen würden. Denn das Evangelium lässt sich nur auf Augenhöhe verkünden, von Mensch zu Mensch, als eine Gemeinschaft von Suchenden und Fragenden. Treffend bemerkt der Tscheche Thomas Halik auch dazu: „Eine monologische Evangelisation ist mehr eine Indoktrination. Besonders in unserem Land, in unseren nachkommunistischen Ländern, sind wir gegen Indoktrination absolut allergisch. Aber wenn wir imstande sind, einen Dialog mit den Leuten zu führen, ihre Fragen, ihre Zweifel ernst zu nehmen, ist das eine Chance.“ (28.09.2010)

Barmherzigkeit als Prüfstein geistlichen Lebens

Und das führt zu einem letzten Punkt: zur Barmherzigkeit. Dass Gott barmherzig und darin so unendlich großzügig ist, war für die gläubigen Juden zur Zeit Jesu nicht minder anstößig als es für uns heute ist. „Ich bin gekommen, um ein Jubeljahr, ein Gnadenjahr des Herrn auszurufen“. Wie könnte man dieses Wort Jesu auf all die Menschen beziehen, die irgendwann einmal gescheitert sind oder nicht so ganz unseren Erwartungen entsprechen? Erscheint da eine rigoristische Haltung nicht immer fragwürdiger? Denen das Erbarmen zu verwei-

gern, die darum bitten, wird ja weder den Menschen noch dem Evangelium gerecht. So hat auch kein geringerer als Papst Benedikt im Jahr 2008 Priestern, Diakonen und Seminaristen bei einer Rede im Brixener Dom ans Herz gelegt: „Früher war ich strenger. Dann hat mich das Beispiel Christi gelehrt, großzügiger zu sein. In Fällen, in denen vielleicht kein reifer oder tiefer Glaube vorliegt, aber doch ein Schimmer von Suche, von Wunsch nach Einheit mit der Kirche, kann man auch großzügig mit der Spendung von Sakramenten sein.“

Liebe Schwestern und Brüder, welchen Gott verkünden wir? Leben wir aus der Gewissheit, dass mit Jesus Christus tatsächlich die Zeit des Heils angebrochen ist? Und welche Folgen hat diese Gewissheit für unsere Einstellung zu anderen Menschen? Barmherzigkeit ist dann tatsächlich ein Prüfstein dafür, wie es um unser geistliches Leben steht. Der niederländische Sänger und Dichter Herman van Veen hat das einmal in unnachahmlicher Weise auf den Punkt gebracht:

*„Es ist inzwischen Mode,
verinnerlicht zu sein,
man lauscht in sich hinein
und ist ergriffen.
Seltsam dabei ist nur,
dass die, die sich nach innen so verfeinern,
nach außen so oft versteinern.“*

Liebe Schwestern und Brüder, bleiben wir solchen Tendenzen der Versteinierung wachsam gegenüber. Lassen wir uns stattdessen auf die Weite des Geistes und des Herzens ein, zu der Jesus Christus uns in seiner ersten öffentlichen Rede einlädt. Und bitten wir darum, dass unsere Rede von Gott dann so authentisch ist, dass sie auch anderen Menschen einen Zugang zu ihm eröffnet.

¹ „In diesem Jubeljahr soll jeder von euch zu seinem Besitz zurückkehren“, (Lev 25,13). „Wenn dein Bruder verarmt und etwas von seinem Grundbesitz verkauft, soll sein Verwandter als Löser für ihn eintreten und den verkauften Boden seines Bruders auslösen. Hat einer keinen Löser, hat er aber die nötigen Mittel für den Rückkauf selbst aufgebracht, dann soll er die Jahre seit dem Verkauf anrechnen und den Restbetrag dem Käufer zurückzahlen; sein Grundbesitz fällt an ihn zurück. Bringt er die nötigen Mittel für diese Ersatzleistung nicht auf, dann soll der verkaufte Grund bis zum Jubeljahr im Besitz des Käufers bleiben. Im Jubeljahr wird das Grundstück frei, und es kommt wieder zu seinem Besitz“ (Lev 25,25-28).

„Jetzt ist sie da, die Zeit der Gnade“

Predigt bei der Bistumsversammlung am 28. Mai 2011

(2 Kor 6,2-10; Mk 6, 30-43)

Liebe Schwestern und Brüder, anderthalb Tage liegen hinter uns, geprägt davon, dass wir miteinander gefragt, gesucht und gerungen haben, wohin Gott uns als Magdeburger Ortskirche führen will. Ich bin froh und dankbar, dass wir uns in dieser Weise auf den Weg gemacht haben. Es tut gut, einander zu begegnen und miteinander zu sprechen. Es tut gut, sich Zeit zu nehmen und sich auf einen weiteren Horizont einzulassen: hinauszuschauen über den Tellerrand der eigenen Pfarrei, des bischöflichen Ordinariates, einer bestimmten Gemeinschaft und Einrichtung oder eines Verbandes. Selbst wenn es jetzt nur das wäre; allein dieser Dialog ist schon ein großer Gewinn. Wir erfahren dadurch, dass wir wirklich als Volk Gottes miteinander auf dem Weg sind. Und ich meine, wir konnten auch etwas von dem erfahren, was der Apostel Paulus uns so eindringlich zuruft: „Jetzt ist sie da, die Zeit der Gnade“.

Oft fällt es uns nicht leicht, die Zeit, in der wir leben, auf Anhieb als Gnadenzeit zu erkennen. Zu groß sind die Probleme oder Herausforderungen, die uns bedrängen. Das Vertrauen in unsere Kirche ist bei vielen erschüttert; mehr als je zuvor müssen wir uns der Frage nach unserer Glaubwürdigkeit stellen. Zum anderen hat sich der nach 1989 erhoffte Zuwachs an Mitgliedern nicht bewahrheitet – im Gegenteil: Unsere personellen und finanziellen Ressourcen werden immer kleiner. Und in alldem erleben wir schmerzhaft, wie eine lieb gewordene Gestalt von Kirche sich offensichtlich dramatisch verändert.

Fünf Brote und zwei Fische

Wenn ich zu Visitation in den Pfarreien unterwegs bin – aber auch sonst, kommt mir dieser Schmerz in ganz konkreten Erfahrungen entgegen: Viele Gläubige sind verunsichert und frustriert, dass so manches, mit dem sie aufgewachsen sind, nicht mehr möglich ist. Sie trauern der angeblich guten alten Zeit nach und vermissen den engen Zusammenhalt, den sie inmitten der Bedrängnisse durch das DDR-Regime in ihren Gemeinden erfahren haben. Andere ertragen es kaum, dass ihre Kirche von außen wie innen massiv kritisiert, lächerlich gemacht oder sogar gänzlich infragegestellt wird.

Oft führen solche Gefühle dann dazu, dass Schuldige gesucht werden; irgendjemand muss es ja gewesen sein. Der Bischof, die sogenannte Bistumsleitung oder das Ordinariat gehören dazu; schließlich hätten ja sie die Strukturreformen durchgesetzt. Manche schimpfen über die Priester und die weiteren Hauptamtlichen, die nicht genug täten; andere beklagen sich über die Laien, die nicht fromm oder engagiert genug seien. Noch viel grundsätzlicher ist der Vorwurf, das Zweite Vatikanische Konzil wäre an allem schuld, weil es die Kirche zu sehr an die Welt angepasst habe. Als Gegenposition dazu sehen wieder andere die Wurzel allen Übels darin, dass es in der Kirche einen ungeheuren Reformstau gebe und die Verantwortlichen in den eigenen Reihen jeglicher Modernisierung eine Absage erteilten. Schließlich beobachte ich auch, dass der Diskussionsstand in unserem Bistum sehr unterschiedlich ist. Die einen sind hoch motiviert, sich in den innerkirchlichen Dialog einzubringen; andere interessieren sich nicht im Geringsten dafür. Angesichts solcher Empfindungen ist es wahrlich nicht leicht, davon zu sprechen, in einer Zeit der Gnade zu leben. Für manche mag das sogar wie ein Hohn klingen.

Ähnliches mögen vielleicht auch die Jünger Jesu zunächst empfunden haben, als sie sich vor die Aufgabe gestellt sahen, eine riesige Menschenmenge satt zu bekommen. „Gebt ihr ihnen zu essen“ – so weist Jesus sie ganz lapidar an. Geht es uns zurzeit nicht auch manchmal so? Wir wissen, dass wir einen Auftrag für die Menschen innerhalb und außerhalb der Kirche haben. Und zugleich sind uns unsere Grenzen überdeutlich. Wir haben – bildlich gesprochen – auch nur „fünf Brote und zwei Fische“. Es mangelt uns an Kraft und Zeit. Wir sind einfach zu wenige. Und so vieles von dem, was wir täglich tun, kommt uns ohnehin vergeblich vor. Fünf Brote und zwei Fische – wie soll das jemals ausreichen? Und da spricht der Apostel Paulus auch noch davon, dass die Zeit der Gnade angebrochen sei – und zwar eben nicht irgendwann, sondern jetzt. „Jetzt ist sie da, die Zeit der Gnade, jetzt ist er da, der Tag der Rettung“ (2 Kor 6,2).

Heilszeit

Was meint er damit? Dietrich Bonhoeffer hat einmal geschrieben: „Es gibt in der ganzen Weltgeschichte immer nur eine wirklich bedeutsame Stunde – die Gegenwart. Wer aus der Gegenwart flieht, flieht den Stunden Gottes.“ Ähnliches kennen wir von Hugo Aufderbeck, dem ehemaligen Seelsorgeamtsleiter in Magdeburg und späteren Bischof in Erfurt. In den 60er Jahren hat er unter einem Pseu-

donym ein Buch herausgegeben, das den Titel trägt: „Die Stunde der Kirche“. Bezeichnenderweise lautet der Untertitel: „Alle Zeiten sind Zeiten des Herrn“.

Letztendlich geht es darum, ob wir die Zeit nur im Sinne des griechischen Wortes „Chronos“ verstehen, als etwas, was wir in Sekunden, Minuten, Stunden, Tagen, Monaten und Jahren messen können, oder ob sie von uns – wie es der andere griechische Begriff „Kairos“ zum Ausdruck bringt – als eine unwiederbringliche Entscheidungs- und Bewährungssituation angesehen wird. Es gibt Augenblicke, die nicht wiederkehren, und Gelegenheiten, die man „beim Schopf packen“ muss, sonst sind sie vorüber. Jesus Christus versteht sich selbst als jemand, mit dem unsere Zeit eine solche Qualität bekommen hat. Das Reich Gottes – so ruft er uns immer wieder zu – ist nicht nur nahe, es ist in ihm bereits angebrochen. Jetzt ereignet sich das Heil der Menschen. Jetzt ist die Zeit, in der Gott seine Verheißung an uns erfüllen will. Jetzt ist Jesus Christus mitten unter uns. Und so gibt es eigentlich keine sinnlose Zeit mehr. Jede Zeit bietet ihre Chance und hat ihr kostbares Gut in sich – egal, ob man sich gerade entfalten kann oder eingeschränkt wird, ob man gesund oder krank ist, sich im Urlaub befindet oder auf der Flucht, in einer Unterhaltungsshow oder im Gefängnis, bei einer Hochzeit oder einer Beerdigung. Jetzt ist sie da, die Zeit der Gnade. Fatal wäre es, wenn man sich nur an die Vergangenheit klammert, die Gegenwart verteufelt oder sich in eine Traumwelt flüchtet. Vielmehr gilt es immer wieder, im Heute zu leben: unsere Gesellschaft so wahrzunehmen und auszuhalten, wie sie ist, und die aktuellen Verhältnisse daraufhin zu befragen, wozu sie uns herausfordern. Das haben wir in diesen Tagen versucht. Genau dafür haben wir uns auf den Weg gemacht. Deshalb sind wir zusammengekommen. Und ich meine, wir haben einiges miteinander entdeckt.

„Wie viele Brote habt ihr?“

Hören wir auf diesem Hintergrund noch einmal die Frage Jesu: „Wie viele Brote habt ihr?“ Soll uns damit unser Mangel vor Augen geführt werden, oder geht es nicht vielmehr um unsere Ressourcen? Schaut mal her, was ihr alles habt. Wuchert damit, teilt es miteinander und mit anderen – dann werdet ihr erfahren, was ich daraus mache. Und tut das nicht irgendwann, sondern jetzt. Denn jetzt ist die Zeit der Gnade. Jetzt habt ihr alles, was ihr braucht, um das Leben in Fülle zu empfangen und weiterzuschicken. Denn jetzt bin ich bei euch – so wie alle Tage.

Was kann das konkret bedeuten? Die Zeit als „Kairos“, als Gnadenzeit zu betrachten, erfordert unsere Blickwechsel. Das kostet etwas und liegt uns nicht immer schon im Blut. Da müssen wir manchmal gegen unsere eigene Schwere in eine andere Richtung schauen – auf Ihn, den Auferstandenen, der in unserer Mitte ist. Schauen wir zum Beispiel – so wie wir es gestern schon einmal getan haben – auf das, was uns als Christen in der letzten Zeit gelungen ist. Schauen wir auf das, was uns an unserem Glauben Freude macht, was uns stärkt. Schauen wir auf ein gutes Gespräch, das uns bereichert hat oder in dem wir einem anderen Menschen helfen konnten. Schauen wir auf die Glaubenskraft so vieler Menschen, der älteren und der jüngeren, auf die gelebte Treue und auf das begeisterte Engagement im Dienst am Nächsten, für Kirche und Gesellschaft. Schauen wir auf einen Gottesdienst, bei dem uns das Herz weit geworden ist. Schauen wir auf die hoffnungsvollen Zeichen, in denen sich eine neue Gestalt von Kirche andeutet. Schauen wir auf die vielen Menschen guten Willens, die sich für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung einsetzen.

Das alles bedeutet ja nicht, sich etwas vorzumachen. Es heißt aber, aufmerksam wahrzunehmen und gläubig anzuerkennen, wo sich tatsächlich das Wirken Gottes zeigt. Und das ist nicht auf unsere vertraute Umgebung beschränkt; das findet nicht nur im innergemeindlichen Rahmen statt. Gott wirkt auch anderswo in der Welt, außerhalb unserer christlichen Milieus. Es lohnt sich, auf „Entdeckungsfahrt zu gehen“.

Neue Wege wagen

Hoffentlich merken wir dann: Wir haben fünf Brote und zwei Fische – und das ist nicht nichts. Die Gnade – der Geist Gottes – wirkt in uns persönlich, in unserer Gemeinschaft hier bei der Bistumsversammlung, in den Gemeinden und auch außerhalb der Kirche. Da lebt etwas. Daraus kann Gott etwas machen. Das kann uns die Angst vor der Zukunft nehmen, und so kann daraus Neues entstehen. „Wer den Kairos nutzt, verwandelt die Zeit in einen Weg“ (Hannes Weinelt). So gesehen haben wir allen Grund zur Hoffnung.

Karl Marx hat einmal gesagt: „Der Proletarier ist revolutionär, weil er nichts zu verlieren und alles zu gewinnen hat.“ Im übertragenen Sinn könnte das auch bedeuten: Wer wie wir in sehr bescheidenen kirchlichen Verhältnissen lebt, könnte der nicht besonders motiviert sein, viel zu riskieren und neue Wege zu wagen?

Warum sollte Jesus Christus dann nicht auch an uns sein Wunder wahr machen und unsere fünf Brote und zwei Fische in ein Festmahl verwandeln können, das uns und viele tausend Menschen sattmacht?

¹ Vgl. die Selbstdarstellung des griech. Gottes „Kairos“: Warum fällt dir eine Haarlocke in die Stirn? Damit mich ergreifen kann, wer mir begegnet. Warum bist du am Hinterkopf kahl? Wenn ich mit fliegendem Fuß erst einmal vorbeigeglitten bin, wird mich auch keiner von hinten erwischen so sehr er sich auch bemüht.

Gottes Schöpfung – uns anvertraut

*Predigt zur Bistumswallfahrt am 5. September 2010
(Gen 1, 26-31a; Lk 12, 54,-57)*

Mit einem zentralen Gottesdienst ist vorgestern erstmals in Deutschland ökumenisch gemeinsam ein „Tag der Schöpfung“ begangen worden. Künftig soll dies im Rahmen der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen auf Bundesebene immer am ersten Freitag im September geschehen, vor Ort sind aber auch andere Termine möglich: zwischen dem 1. September, dem Beginn des orthodoxen Kirchenjahres, und dem 4. Oktober, dem Gedenktag des heiligen Franziskus. Schon 1989 hatte der frühere Ökumenische Patriarch Dimitrios I. angesichts der wachsenden Umweltzerstörung dazu aufgerufen. Und verschiedene ökumenische Initiativen auf europäischer Ebene – wie auch die Charta Oecumenica – waren ihm gefolgt. Beim Ökumenischen Kirchentag in München schließlich wurde feierlich verkündet, diese Idee von nun an in Deutschland jährlich umzusetzen. Warum ein solcher „Tag der Schöpfung“? Verbinden sich damit – so fragen vielleicht manche – nicht „frommes Getue“ oder „grüne Spinnererei“?

Inzwischen existieren schon viele wichtige kirchliche Dokumente zur Schöpfungsverantwortung. Doch die Praxis zeigt, dass sich christliche Gemeinden oft noch wenig davon anregen oder begeistern lassen. Andererseits erleben wir immer deutlicher, wie sehr unsere Erde und das Leben auf ihr bedroht sind. Auf erschreckende Weise wird deutlich, dass der Mensch Risiken eingeht, deren Folgen er nicht gewachsen ist. Das Reaktorunglück in Tschernobyl vor 25 Jahren, die Ölkatastrophen im Golf von Mexiko oder in Nigeria, aber auch die Waldbrände in Russland und die zahlreichen Überschwemmungen sind Beispiele dafür. Außerdem schwindet die Vielfalt der Pflanzen und Tiere zusehends. Und durch das Konsumverhalten der reichen Völker werden große Gebiete der Erde als Lebensraum zerstört; arme Länder werden dadurch noch ärmer. Wenn sich an solchen Tendenzen nichts ändert, gerät das Lebensumfeld von vielen hundert Millionen Menschen immer mehr in Gefahr.

Könnten das nicht solche „Zeichen der Zeit“ sein, von denen der Evangelist Lukas spricht? Und ist es nicht längst höchste Zeit, dass vor allem wir Christen diese Zeichen deuten und daraus Konsequenzen ziehen? Darum haben wir in diesem Jahr auch unsere Wallfahrt auf die Huysburg ganz bewusst unter das Thema gestellt: Gottes Schöpfung – uns anvertraut. Was aber bedeutet das für uns?

Bekenntnis des Schöpfers

Im Apostolischen Glaubensbekenntnis beten wir immer wieder: „Ich glaube an Gott, den Vater, den Allmächtigen, den Schöpfer des Himmels und der Erde“. Oder im Großen – sogenannten Nizäno-Konstantinopolitanischen – Glaubensbekenntnis, das wir nachher gemeinsam sprechen werden, heißt es noch deutlicher: „Wir glauben an den einen Gott, den Vater, den Allmächtigen, der alles geschaffen hat, Himmel und Erde, die sichtbare und die unsichtbare Welt“. Damit bekennen wir, dass die Welt nicht Folge eines blinden Zufalls ist, sondern sich dem Willen eines liebenden Gottes verdankt. Hinter allem, was existiert, steht jemand, der es geschaffen hat. Und dieses Geschaffene ist nicht nur einfach „Natur“. Schöpfung bedeutet, dass alle Dinge und Lebewesen einen Ursprung und auch ein Ziel haben.

In jüngster Zeit ist an diesem Punkt allerdings ein alter Streit wieder neu entbrannt. Leidenschaftlich und vielfach polemisch wird um die Frage gerungen, wie man angesichts neuerer wissenschaftlicher Erkenntnisse wie der Evolutionstheorie noch verantwortet von einem Schöpfer der Welt sprechen kann. Die einen – Kreationisten werden sie genannt – gehen davon aus, dass man die Bibel ganz wörtlich nehmen müsse: alles sei so geschehen, wie es da stehe. Andere – wie Richard Dawkins als einer der bekanntesten von ihnen – behaupten nach wie vor, dass es keinen Gott braucht, um die Welt zu erklären.

Auf diesem Hintergrund kann ich mich da auch noch eines kämpferischen Ratschlags erinnern, den uns in meiner Schulzeit einmal ein Vikar gegeben hat. Er lautete: Wenn euer Biologielehrer wieder davon reden sollte, dass der Mensch vom Affen abstamme, dann könntet ihr ruhig sagen: „Sie vielleicht – aber nicht wir!“ Inzwischen wird das Problem von Schöpfung und Evolution entkrampfter und wesentlich differenzierter gesehen. Dennoch ist es für viele Menschen – Christen wie Nichtchristen – nach wie vor eine Frage, wie man den Glauben mit der Naturwissenschaft zusammenbringen soll.

Eigentlich bräuchte man sich überhaupt nicht in ein solches „Entweder-Oder“ hineindrängen zu lassen. Richtig verstanden wollen die biblischen Schöpfungserzählungen ja gar nicht naturwissenschaftlich beschreiben, wie die Welt geworden ist. Ihre Intention ist es vielmehr zu bezeugen, dass es einen Gott gibt, der uns und alles, was existiert, ins Leben gerufen hat – wie auch immer. Gerade der erste Schöpfungsbericht aus dem Buch Genesis – man könnte durchaus auch von einem Schöpfungsgedicht sprechen – ist eine „kunstvoll gestalte-



„Gott hat unsere Welt sooo schön gemacht!“ Beim Neujahrsempfang des Bischofs begeisterte Clown Leo - alias Steffen Schulz - mit seinem ganz besonderen Blick auf die ersten Verse der Heiligen Schrift.

Ökumenischer Empfang der Kirchen: Die leitenden Geistlichen im Land treffen den neuen Ministerpräsidenten Sachsen-Anhalts, Dr. Reiner Haseloff (2.v.r.) und weitere herausragende Vertreter/-innen des öffentlichen Lebens.



Im Oktober 2010 beteten ein Vertreter der Church of England, Bischöfin Ilse Junkermann und Bischof Gerhard Feige gemeinsam am offenen Grabmal Edithas im Chor des Doms. In einem festlichen Akt wurden die Gebeine der Gemahlin Kaiser Ottos I. nach mehrmonatiger Untersuchung auf deren Echtheit wiederbeigelegt.



Vor der Wahl zum neuen Landtag in Sachsen-Anhalt haben sich die leitenden Geistlichen der Kirchen im Land gemeinsam zu Wort gemeldet. Neben Bischof Feige sitzen die Bischöfin der Evangelischen Kirche in Mitteldeutschland, Ilse Junkermann, und der Kirchenpräsident Joachim Liebig von der Evangelischen Landeskirche Anhalts, .





„Die Verantwortung für die Schöpfung ist auch eine Grundaufgabe der Kirchen – ja, sie ist ein Zeichen der Zeit. Wir alle stehen in der Pflicht zu handeln.“ Bischof Feige ermunterte die Teilnehmer der Bistumswallfahrt 2010, sich stärker für die Bewahrung der Schöpfung zu engagieren. Zugleich setzte er für das Bistum eine Fachkommission „Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung“ ein. Am Rande der Wallfahrt stellte der Bischof sich auch den Fragen des Fernsehenteams.



Seine Visitationen führten den Bischof im Frühjahr 2011 unter anderem in die Pfarrei St. Bonifatius Bernburg. Dort kam er auch mit den Ministranten ins Gespräch.

Im Kloster Helfta – in Eisleben, dem Geburts- und Sterbeort Martin Luthers – wächst seit März 2011 ein „Lutherbaum“. Diesen hat Bischof Gerhard Feige im Garten des erst vor wenigen Jahren wieder errichteten Zisterzienserinnenklosters gemeinsam mit Bischöfin Ilse Junkermann gepflanzt.





Im Sommer 2010 machten sich rund 300 Mächen und Jungen des Bistums auf den Weg nach Rom zur Ministrantenwallfahrt. Bischof Feige begleitete die Gruppe und wurde stellvertretend für sie von Papst Benedikt XVI. begrüßt.

Das Bistum will stärker die Inhalte seines Engagements „um Gottes und der Menschen willen“ in den Blick nehmen. Die vom Bischof berufene Bistumsversammlung hat im Mai 2011 ihre Arbeit aufgenommen. Dabei zeigte sich immer wieder, dass die Christen sich aus ihrem Glauben heraus für die Menschen in der Region einbringen wollen: in sozialen Fragen, in Bildung, Politik und weiteren gesellschaftlichen Feldern. Der schon seit längerem angestrebte Blickwechsel von einer Kirche, die viel mit sich beschäftigt ist, hin zu Christen, die die Gesellschaft aus ihrem Glauben heraus mit gestalten, soll weiter verfolgt werden. In einem „Fishbowl“ werden hier die ersten Schritte reflektiert.



Eucharistiefeier zum Eröffnung der Herbstvollversammlung der deutschen Bischöfe im Fuldaer Dom.

Zum Ende der Herbstvollversammlung der deutschen Bischöfe ermunterte Bischof Feige unter anderem, die Haltung gegenüber Menschen mit sogenannten „gebrochenen Biographien“ zu überprüfen und nach Wegen zu suchen, ihren oftmals tragischen Gegebenheiten gerechter zu



te Bildgeschichte“¹, die uns für Gottes gute Schöpfung begeistern will. Ein geordnetes Lebenshaus wird uns da vor Augen geführt, in dem alles seinen Platz hat.

Auftrag des Menschen

In diesem Lebenshaus kommt dem Menschen eine besondere Stellung zu. Er wird als „Abbild Gottes“ beschrieben. „Abbild“ zu sein bedeutet im Alten Orient, jemanden zu repräsentieren. Alle Menschen – so die biblische Sicht – sind demnach also dazu geschaffen, Gott in der Schöpfung zu vertreten, so wie gute Hausverwalter den Hausbesitzer. Diese Stellung bringt aber auch eine besondere Verantwortung mit sich. Hier ist die Übersetzung des hebräischen Textes leider sehr missverständlich. „Unterwerft euch die Erde“, heißt es da, und „herrscht über die Fische, die Vögel und über alle Tiere“ (vgl. Gen 1, 28). Diese Übersetzung hatte über Jahrhunderte hinweg eine schrankenlose Herrschaft des Menschen über seine Mitgeschöpfe und die ganze Erde zur Folge. Heute wissen wir, dass die hebräischen Begriffe an dieser Stelle stattdessen meinen: Der Mensch ist dazu beauftragt, wie Gott die Pflanzen und die Tiere zu hegen und zu pflegen. Es ist der Auftrag zu einer liebevollen Fürsorge, so dass alle Lebewesen das bekommen, was sie zum Leben brauchen.

Oder noch anders formuliert, gewissermaßen als biblisches Leitbild für unseren Umgang mit der Erde und ihren Gütern: Die Schöpfung ist Gottes Werk und damit sein Eigentum.² Uns wurde alles lediglich als Leihgabe überlassen. Mit Geliehenem aber geht man achtsam und ehrfürchtig um. Wir sind nicht der Schöpfer, sondern ebenfalls Geschöpf, aber mitverantwortlich für alles Geschaffene.

Wenn wir das nicht begreifen und entsprechend umkehren, bringen wir die Erde schon bald „an den Rand apokalyptischer Selbstzerstörung“³. Bislang haben wir Menschen auf vielerlei Weise unsere Sonderstellung in der Schöpfung missbraucht. Dazu gehört auch der maßlose Umgang mit den natürlichen Ressourcen unserer Erde, als ob sie unerschöpflich seien. Wir brauchen einen tief greifenden Kurswechsel, in dem ökologisches Denken und soziale Gerechtigkeit zusammen gesehen werden. Eine neue Ehrfurcht ist vonnöten: in erster Linie vor dem Menschen von seinem Anfang bis zu seinem Ende, aber auch vor der Umwelt, und besonders vor den Tieren und Pflanzen. Auch sie sind auf Gott den Schöpfer bezogen und nicht einfach nur dazu da, um uns zu nützen. Vor allem die Tiere sind unsere Mitgeschöpfe. Sie leidvoll zu quälen, in Massen entwürdigend zusam-

menzupferchen und industriell auszubeuten, ist nicht länger mehr als selbstverständlich hinzunehmen. Allein in Deutschland wurden in der ersten Jahreshälfte 2010 rund 2,7 Millionen Tonnen Schweinefleisch produziert; und wie viele Hühner sind nichts anderes mehr als eine „Eierlegemaschine“⁴.

Noch ist es nicht zu spät umzukehren. Als Christen sind wir mit dafür verantwortlich, „den Planeten Erde als zukunftsfähiges ‚Lebenshaus‘ für alle Geschöpfe“ zu bewahren.⁵ Und wenn wir anders leben, können wir tatsächlich etwas bewirken. Was hat sich zum Beispiel in den letzten 20 Jahren bei uns nicht schon alles verändert: Die Saale ist frei von giftigen Schaumkronen; jährlich wird inzwischen sogar wieder zu einem Elbe-Bade-Tag eingeladen; und die meisten Autos geben keine stinkenden Abgase mehr von sich wie damals die Trabis, Wartburgs und Wolgas. Wir sind viel sensibler geworden im Umgang mit Müll oder Energie und wissen eine gesunde Natur zu schätzen. Haben wir also Mut, noch konsequenter zu handeln und uns dafür noch mehr einzusetzen.

Praktische Anregungen

Wie aber könnte das aussehen? Vor allen Aktivitäten hielte ich es erst einmal für wichtig, mit offenen Augen durch die Welt zu gehen und mit allen Sinnen Gottes gute Schöpfung wahrzunehmen. Ist nicht so vieles faszinierend und staunenswert: auf der Erde und am Himmel, in Feld und Wald, im Gebirge und am Meer, bei Pflanzen und Tieren, im Großen wie im Kleinen? Manchmal kann man gar nicht beschreiben, welche Empfindungen da aufkommen. Viele Psalmen und Lieder aber verleihen der Freude über all das Wunderbare, mit dem wir umgeben sind, und dem Dank dafür einen würdigen Ausdruck. Ist es nicht sogar die edelste Bestimmung des Menschen, mit allen Geschöpfen oder stellvertretend für sie Gott zu loben und zu preisen? Ehrfurcht vor der Schöpfung kann und sollte schon früh mit Kindern eingeübt werden, durch Eltern und Großeltern, aber auch in unseren Kindertagesstätten und -heimen.

Darüber hinaus gibt es viele Möglichkeiten, mit der Schöpfung respektvoller umzugehen und sie besser zu bewahren, für uns und kommende Generationen. Sicher erscheint manches nur wie ein Tropfen auf den heißen Stein. Aber wenn erst einmal ein Anfang gemacht ist und viele mitziehen, ist es möglich, die Entwicklung durchaus positiv zu beeinflussen. Warum sollten wir beispielsweise nicht bewusst mehr auf Produkte aus unserer Region zurückgreifen oder darauf achten,

dass Lebensmittel tierischer Herkunft aus artgerechter Haltung kommen? Und müssen wir alles Obst und Gemüse zu jeder Jahreszeit kaufen können? Vielleicht wäre auch weniger Fleisch zu essen sogar gesünder. Kurioserweise waren wir Katholiken mit unseren Fast- und Abstinenztagen schon einmal vorbildlicher als manche zivile Initiative, die heutzutage einen fleischfreien Tag pro Woche empfiehlt. Wir aber haben dies freizügig aufgegeben, was andere auf einmal wieder als wichtig und hilfreich entdecken.

Und wenn in unseren Gemeinden ein Gebäude saniert oder etwas neu gebaut werden soll, wäre es da nicht auch sinnvoll, sich an den Erfordernissen nachhaltiger Entwicklung zu orientieren? Inzwischen gibt es schon viele Konzepte, wie erneuerbare Energien sowohl im privaten Haushalt als auch in den Gemeinden eingesetzt werden können. Es stünde uns als Kirche gut an, wenn wir in dieser Hinsicht mutiger vorangehen würden. Unsere Partnerdiözese Châlons ist da zum Beispiel vorbildlich gewesen. Die ökologische Bauweise des Bischöflichen Ordinariates hat sogar einen Umweltpreis bekommen.

Gott hat uns seine Schöpfung anvertraut. Nicht immer ist es klar und eindeutig, wie sie sorgsam genutzt und am besten bewahrt werden kann. Viele Probleme werden kontrovers diskutiert. Fachleute sind gefragt, aber auch politische Entscheidungen. Um als Bischof in diesen Fragen noch besser beraten zu sein, habe ich wieder neu eine „Fachkommission für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung“ eingesetzt. Letztlich bleibt aber alles nur Schall und Rauch, wenn nicht möglichst viele empfindsamer werden und auch ihre persönliche Verantwortung erkennen. Um dies zu fördern, empfehle ich sehr, künftig einmal im Jahr auf der Ebene der neuen Pfarreien – möglichst ökumenisch – einen Tag der Schöpfung zu begehen.

Ich lade Sie aber auch ein, sich nach dem Gottesdienst in den verschiedenen Foren, Ausstellungen und Aktionen zu informieren, was es in unserem Bistum bereits an Bemühungen um die Schöpfung gibt. Lassen Sie sich davon anregen, um das eine oder andere dann vielleicht in Ihrem eigenen Bereich umzusetzen. Denn die Zeit drängt. Eine Haltung von „Nach mir die Sintflut“ geht nicht mehr“⁶.

Die Verantwortung für die Schöpfung ist auch eine Grundaufgabe der Kirchen – ja, sie ist ein Zeichen der Zeit. Wir alle stehen in der Pflicht zu handeln. Das sind wir sowohl den Opfern des Klimawandels schuldig als auch den künftigen Generationen und der außermenschlichen Kreatur, die uns anvertraut ist – vor allem aber Gott selbst, dem Schöpfer der Welt.

¹ Erich Zenger, *Theologische Grundlagen: Gottes Schöpfung - Lebenshaus für alle. Die Botschaft der biblischen Schöpfungstheologie*, in: Michael Kappes (Hg.), *Gottes Schöpfung feiern und bewahren. Materialien zur Gestaltung des Schöpfungstages und der Schöpfungszeit 1. September bis 4. Oktober. Eine Arbeitshilfe der ACK Nordrhein-Westfalen*, 2010, 8.

² Vgl. Ps 24,1: „Dem Herrn gehört die Erde und was sie erfüllt ...“; oder auch Ps 8.

³ Patriarch Dimitrios I. von Konstantinopel, *Botschaft über die Einführung eines Tages zur Bewahrung der Schöpfung (1. September 1989)*, in: Michael Kappes, a.a.O., 81.

⁴ *Gott ist ein Freund des Lebens, Gemeinsame Erklärung des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland und der Deutschen Bischofskonferenz, Trier 1989*, 37.

⁵ *Die Deutschen Bischöfe, Erklärungen der Kommissionen 29, Nr.9*.

⁶ Landesbischof Friedrich Weber, in: Michael Kappes, a.a.O., 3.

Vergänglich – anregend – hoffnungsvoll

*Predigt zum Ökumenischen Gottesdienst
anlässlich der Wiederbeilegung
Edithas im Magdeburger Dom am 22. Oktober 2010
(Mt 5, 1-12a)*

Vergänglich

„Sic transit gloria mundi“ – „So vergeht der Ruhm dieser Welt“. Dreimal war dieser Ruf in früheren Zeiten vor der Krönung eines Papstes zu hören, während zugleich trockene Zweige vor ihm verbrannt wurden. „Bedenke Mensch“ – so könnte man es mit dem katholischen Spruch vom Aschermittwoch auch sagen – „dass du Staub bist und wieder zum Staub zurückkehrst.“ Und Psalm 90 beschreibt diese Tatsache mit den Worten: „Von Jahr zu Jahr säst du die Menschen aus; sie gleichen dem sprossenden Gras. Am Morgen grünt es und blüht, am Abend wird es geschnitten und welkt.“

Und das gilt ausnahmslos allen. Kein Alter und Stand werden vom Tod verschont; jedermann ist eines Tages an der Reihe. Mitten im Alltag tritt der Tod auf und holt seine Opfer ab. Vor ihm sind alle gleich, vom Papst bis zum Bauern, vom Kaiser bis zum Bettelmann. Das hat schon Hans Holbein der Jüngere im 16. Jahrhundert eindrucksvoll in 33 Holzschnitten vor Augen geführt. Auch der Königin als hochrangiger Person ist ein eigener Holzschnitt gewidmet; auch sie wird mitten im Leben vom Tod weggerissen. Da nützt es nichts, wenn ihre Begleiter noch so sehr versuchen, ihn von ihr wegzudrängen.

Inspiriert hatten Holbein künstlerische Vorbilder des 14. Jahrhunderts. In einer Zeit wie dem Mittelalter war der Gedanke des Todes allgegenwärtig. Pest und Kreuzzüge brachten den Menschen fast täglich ihre existentielle Gefährdung ins Bewusstsein. Seitdem fand die Macht des Todes ihren populärsten Ausdruck in der Vorstellung eines Tanzes, zu dem der Tod die Lebenden auffordert und dem sie sich nicht verweigern können. Jede und jeder hat mitzutanzten. Überall konnte man dieses Motiv wiederfinden: an Kirchen- und Klostermauern, in Kreuzgängen und auf Friedhöfen.

Zu Edithas Zeiten freilich war eine solche Darstellungsweise noch nicht bekannt. Doch auch schon damals müsste es im Bewusstsein der Menschen verankert gewesen sein: Vor dem Tod sind alle gleich. „Sic transit gloria mundi“¹. Einer Königin ergeht es am Ende nicht

anders als dem unbedeutendsten Bewohner ihres Reiches. „Erde zu Erde, Asche zu Asche, Staub zu Staub“.

Anregend

Warum legen wir die Gebeine der Königin Editha dann heute so feierlich bei, obwohl sie doch schon seit über 1000 Jahren tot ist? Schließlich sind Milliarden Menschen gestorben, an die niemand mehr denkt. Was ist mit den vielen, die zu Lebzeiten nicht im Rampenlicht der Öffentlichkeit standen, die spurlos verschwunden sind, deren Namen in keinem Lexikon stehen? Was ist mit denen, die vom Tod ereilt wurden, bevor sie bedacht hatten, was aus ihrem Leben werden könnte? Was ist mit denen, die heutzutage anonym bestattet und manchmal sogar regelrecht „entsorgt“ werden? Wie viele sind vergessen, nicht nur erst Jahre nach ihrem Tod, sondern schon zu Lebzeiten. Was hat uns also hier im Dom zusammengeführt?

Offensichtlich sind wir Menschen – jedenfalls auf Erden – doch nicht alle gleich. Viele leben noch einige Zeit in der Erinnerung ihrer Familien oder auch länger im Gedächtnis eines ganzen Volkes weiter: begeisternd oder abschreckend. Von einigen künden Denkmäler, Berichte oder Geschichten. Manche haben der Menschheit bedeutende Erkenntnisse oder Werke hinterlassen. Was aber fasziniert an Editha außer dem spektakulären Fund ihrer Gebeine?

Traut man der Überlieferung, war sie wohl nicht nur eine ganz normale Königin. Schon zu Lebzeiten hat das Volk sie wegen ihrer Großzügigkeit gegenüber den Armen und Kranken sehr verehrt. In Sagen und Legenden wird ihre Barmherzigkeit gerühmt, die sie aus Liebe zu Gott allen Geschöpfen entgegenbrachte. Ebenso galt sie als Friedensstifterin und tugendhafte Gattin. Auch wenn wir biographisch nur wenig über Editha wissen: Im Gedächtnis des Volkes ist ihre Frömmigkeit und ihre Wohltätigkeit tief verankert. Viele sahen in ihr sogar eine Heilige. Und noch heute geben manche Magdeburger Eltern ihrer Tochter den Namen „Editha“, weil sie damit offensichtlich etwas Positives verbinden.

Aber auch noch auf andere Weise könnte sie uns aus heutiger Perspektive zu denken geben. In einer Gesellschaft, die angesichts der Einwanderung von Millionen Menschen aus den unterschiedlichsten Kulturen epochal herausgefordert ist, steht uns in ihr sozusagen eine Königin „mit Migrationshintergrund“ vor Augen. Als junge Frau hat sie ihre Heimat verlassen und musste in einem fremden Land neu beginnen. Damit macht sie gewissermaßen darauf aufmerksam, dass

unsere europäische Kultur bereits „von Anfang an multiethnisch war“. Denn „Völkerwanderungen und Völkervermischungen durch Heirat von Menschen verschiedener Herkunft hat es immer schon gegeben“². Migration ist nichts Neues. Aber wieder einmal gilt es heutzutage für viele in unserem Land, ihre Identität nicht nur in der ethnischen Herkunft zu finden, sondern vor allem auch in der Öffnung auf die Universalität des Menschlichen.

Hoffnungsvoll

Schließlich verbinden wir Christen mit der Erinnerung an einen Menschen nicht nur dessen Vergänglichkeit und Wirkungsgeschichte. Manche von Ihnen kennen vielleicht den Kanon: „Der hat sein Leben am besten verbracht, der die meisten Menschen hat froh gemacht.“ Wie kommt man eigentlich dazu, so zu leben? Hat das mit den Genen zu tun, mit Erziehung oder gutem Willen? Und wie könnte das konkret aussehen? Die Seligpreisungen Jesu, die wir vorhin gehört haben, bieten dazu – auch wenn in ihnen Maßstäbe aufleuchten, die vielen zunächst rätselhaft erscheinen dürften – hilfreiche Anregungen.

Da werden diejenigen gepriesen, die sich nicht selbstherrlich und selbstgerecht in dieser Welt behaupten, sondern noch mehr erwarten, als nur oberflächliche Erfolge, Macht und Reichtum. Da werden diejenigen gepriesen, die unter dem unheilvollen Zustand der Welt leiden und empfindsam sind für alle Not und Ungerechtigkeit. Da werden diejenigen gepriesen, die sich um Versöhnung und Frieden mühen, die einfach und ehrlich zu leben versuchen und selbstlos anderen beistehen. Sie sollen schon jetzt Gottes Reich erfahren und einst himmlischen Lohn. Widersprechen natürliches Denken und tägliche Erfahrungen aber nicht solchen Lobsprüchen und Verheißungen? Wer – so heißt es – zu etwas kommen will, muss sich durchsetzen, muss gewissermaßen über Leichen gehen und darf sich keine Sentimentalitäten leisten. Wer rührselig wird, hat bereits verloren. Was aber aus einer solchen Haltung folgt, ist vielfach schon längst in unserer Gesellschaft abzulesen.

Wäre da die Welt der Seligpreisungen nicht eine menschlichere Alternative? Wer sich von Gott geliebt und beschenkt weiß, wer auf Ewigkeit setzt und mit einem weiten Horizont lebt, hat der nicht eine gute Voraussetzung dazu, entkrampfter oder sogar gelassener und hoffnungsvoller leben zu können? Dabei geht es Jesus mit seinen Seligpreisungen jedoch nicht in erster Linie um die tugendhaften Früchte eines solchen Lebens, sondern um das unbändige Vertrauen in

Gottes Liebe, die allen Menschen gilt, der berühmten Königin wie der unbekanntenen Magd. Diese Liebe umfängt uns auch über den Tod hinaus. „Denn Gott hat“ – wie es im Buch der Weisheit heißt (2,23) – „den Menschen zur Unvergänglichkeit erschaffen und ihn zum Bild seines eigenen Wesens gemacht“.

Für Gott ist jeder Mensch – ob reich oder arm, ob mächtig oder schwach – sein Ebenbild und damit einmalig, kostbar und zu einer Lebensfülle berufen, der der Tod nichts anhaben kann.

So sehen wir Christen in Editha nicht nur eine vorbildliche Person der Vergangenheit, sondern glauben, dass sie auch Zukunft und Gegenwart hat. Dankbar erinnern wir uns ihres irdischen Wirkens und feiern, dass Gottes Herrschaft auch in ihrem Leben aufgestrahlt ist. Zugleich vertrauen wir voller Zuversicht darauf, dass die Toten gleich welchen Standes und dereinst auch wir selbst in Gottes Liebe geborgen bleiben und das Leben in Fülle finden.

¹ Das Zitat ist eine Abwandlung des Wortes von Thomas von Kempen „O quam cito transit gloria mundi!“ („Ob wie schnell vergeht der Ruhm der Welt!“), das vermutlich auf die Bibelstelle 1 Joh 2,17 zurückgeht: „Die Welt vergeht und ihre Begierde“; Vulgata: „Mundus transit et concupiscentia eius“ (2,17 Vul).

² Gerhard Ludwig Müller, *Gelassenheit und Vorbild*, in: FAZ Nr. 239 vom 14.10.2010, 10.

„Wenn ihr nicht wie die Kinder werdet“

*Predigt zum Ökumenischen Gottesdienst bei der Tagung
der „Kirchenclowns“ am 23. Oktober 2010 in Halle
(Mt 18, 1-5)*

Darf man in der Kirche lachen? Manche werden dieser Frage spontan zustimmen, bei anderen löst sie Befremden aus. Meistens geht es in den Kirchen recht ernst und nicht unbedingt munter zu. „Gut Ding braucht Weile“ – so spötteln darum auch einige – „und kirchlich Ding braucht Langeweile“. Scheinen Humor und Glaube sich nicht geradezu auszuschließen? Geht es doch beim Glauben um die großen Fragen des Lebens: um Geborenwerden und Sterben, um Sünde und Schuld, um Schöpfung und Erlösung, um Ethik und Moral, um Gott und die Welt. Kann einem da zum Lachen zumute sein? Und: Hat Jesus gelacht? Soviel wir auch suchen, im Neuen Testament finden wir keine Stelle, in der das belegt wäre. Ist der christliche Glaube also eine zu schwer wiegende Angelegenheit, als dass er auch Lachen auslösen könnte oder wir ihn uns durch Lachen leichter machen dürften?

Ein besonders drastischer Zeuge dieser Auffassung ist die Gestalt des blinden Bibliothekars von Burgos in Umberto Ecos Roman „Der Name der Rose“. Jener greise Mönch hütet nämlich in seiner Klosterbibliothek ein Exemplar des verlorengegangenen „Zweiten Buches der Poetik“ des Aristoteles, in dem die Komödie behandelt wird. Dieses Buch hält der Mönch wegen seines dramatisch-heiteren Inhalts für so gefährlich, dass er lieber zum Verbrecher wird, als dass er es in die Hände anderer fallen lässt. Denn, so sagt er: „Lachen tötet die Furcht. Und ohne Furcht kann es keinen Glauben geben.“

Gott und das Lachen

Doch gerade dieser Satz steht im direkten Gegensatz zur biblischen Botschaft. „Furcht gibt es in der Liebe nicht“, so heißt es im 1. Johannesbrief, „sondern die vollkommene Liebe vertreibt die Furcht“ (4,18). So gesehen, wäre das Lachen, das die Furcht tötet, ein besonders geeigneter Zugang zu Gott, eine Hilfe, ihn tiefer lieben zu können. Und umgekehrt gilt: Es ist gerade die Liebe zu Gott, die dazu führen kann, das Leben leichter zu nehmen. Wer sich nämlich in ihm geborgen weiß und eine Zukunft sieht, muss sich nicht in der Gegenwart verbeißen und alles bitterernst nehmen.

In der Tat ist die Bibel voll von humorvollen und geradezu komischen Erzählungen. Vor allem im Alten Testament gibt es viele Stellen, die die Leser ganz bewusst zum Lachen reizen. Ich denke dabei zum Beispiel an den störrischen Propheten Jona, den es ärgert, dass die Einwohner von Ninive seine Bußpredigt ernst nehmen, sich wirklich bekehren und bei Gott Gnade finden. Mir fallen in diesem Zusammenhang auch Sara und Abraham ein, die beide lachen müssen, als sie hören, dass Sara in ihrem Alter noch ein Kind gebären soll (Gen 17,17; 18,12). In solchen Geschichten durchbricht Gott die menschlichen Erwartungen; das Lachen, das er provoziert, schenkt eine heilsame Distanz zu allzu festgefahrenen Ordnungen und öffnet den Blick für neue Möglichkeiten.

In gewisser Weise wird das auch beim Ostergeschehen deutlich. Im Mittelalter hat sich die Freude über die Auferstehung Jesu sogar in einem eigenen Brauch niedergeschlagen: dem sogenannten Osterlachen, dem „risus paschalis“. Zu diesem Brauch gehörte es, die Gottesdienstgemeinde in der Osterpredigt oftmals sogar recht deftig zum Lachen zu bringen. Schließlich hat ja das Leben den Tod besiegt, der sich – wie man es deutete – an Christus „verschluckt“ und damit lächerlich gemacht hat.

Wie die Kinder

Diese tiefe Lebensbejahung hat auch dazu geführt, dass es in der Geschichte der Kirche immer wieder „lachende Heilige“ gab und gibt. Besonders ausgeprägt war dies zum Beispiel bei Philipp Neri oder bei Franz von Assisi. Beide hatten keine Angst davor, sich aus Liebe zu Gott „zum Narren zu machen“. Und die französische Sozialarbeiterin Madeleine Delbrêl, eine moderne Heilige, ist davon überzeugt, dass Gott gerade die Narren und die Gaukler besonders liebt:

„Denn ich glaube, <Gott>“,
so schreibt sie in einem Gedicht,
„du hast von den Leuten genug,
Die ständig davon reden, dir zu dienen –
mit der Miene von Feldweibern,
Dich zu kennen – mit dem Gebabe von Professoren,
Zu dir zu gelangen nach den Regeln des Sports,
Und dich zu lieben wie man sich in einem alten Haushalt liebt.
Eines Tages, als du ein wenig Lust auf etwas anderes hattest,
hast du den heiligen Franz erfunden
und aus ihm deinen Gaukler gemacht...“⁴¹

Clowns für die Welt

Gott liebt die Narren und die Gaukler. Sicher sind ihm auch die Clowns nahe. Warum? Vermutlich deshalb, weil sie auf ihre Art Verkrustungen aufbrechen und den Blick weiten. Sie halten sich nicht an Regeln und Ordnungen, und niemand nimmt ihnen das übel. Es gelingt ihnen, auch bittere Wahrheiten einfühlsam zu vermitteln. Mit feinem Gespür bringen sie auf den Punkt, wo es Schwachstellen gibt: wenn sich Menschen zum Beispiel besonders wichtig nehmen und darum streiten, wer den höchsten Rang hat oder wer – wie wir es im heutigen Evangelium gehört haben – im Himmelreich der Größte sein wird. Ein Clown oder ein Clownin bringen es fertig, Peinlichkeiten und menschliche Schwächen so darzustellen, dass allen klar ist, worum es geht – ohne dass jemand lächerlich gemacht wird. Spielerisch und erheiternd lassen sich Missstände auf diese Weise durchschauen. Das kann sensibilisieren und zu tieferem Nachdenken anregen; das kann dazu führen, sich gläubiger auf die ganze Wirklichkeit einzulassen.

Gott liebt die Narren und die Gaukler. Sie trauen Bildern einer anderen Welt; sie leben ihre Träume; sie sind davon überzeugt, dass das Unmögliche möglich werden kann. Damit sind Clowns auch kindlich in dem Sinne, wie es Jesus bei verschiedenen Anlässen immer wieder hervorhebt. So zu sein wie ein Kind – sagt Jesus – ist die einzige Möglichkeit, in Gottes Wirklichkeit einzutreten. Warum sollte es aber gut sein, zu mehr Kindlichkeit zurückzukehren? Auf keinen Fall wird ja wohl gemeint sein, wieder kindischer zu werden. Was ist an einem Kind so besonders? Nach seiner Geburt ist es lange Zeit hilflos und völlig auf andere angewiesen. Es provoziert durch seine Fähigkeit, sich wundern zu können und zu staunen; es provoziert aber auch dadurch, dass es aufrichtig, ehrlich und von erfrischender Naivität auf Menschen und Dinge zugehen kann. „Warum darf ich nicht böse sein? Warum musste mein Hamster sterben? Warum habe ich eigentlich keinen Papa?“ Solche ständigen „Warum-Fragen“ können Erwachsene ganz schön verlegen machen und nerven; sie können aber auch zu heilsamen Überlegungen führen. Oftmals schafft ein Kind sich auch seine eigene Welt und ist davon überzeugt, dass alles möglich ist. Indem Jesus so ein Kind in die Mitte stellt, bringt er eine neue Sicht auf die Wirklichkeit ins Spiel. Er zeigt, welche Grundhaltung nötig ist, wenn wir das Leben gewinnen wollen.

Gott liebt die Narren und die Gaukler. Sie verkörpern die Umkehr. Sie sind „wie die Kinder geworden“. In ihnen spiegeln sich die Möglichkeiten Gottes wider. Sie helfen, die Spannung zwischen unserer alltäglichen Wirklichkeit und der Verheißung auszuhalten. Sie können inner- wie außerkirchlich dem Evangelium zu Attraktivität verhelfen.

Zu meinen Kindheitserinnerungen gehört auch, dass Clowns mehr als Spaßmacher sind; neben einem lachenden Auge gab es auch das weinende. Und wenn ich das Lied „O mein Papa, war eine wunderbare Clown“ höre, kommt in mir eine gewisse Melancholie auf, verbinde ich damit die Vorstellung von einem tiefgründigen Künstler, aber auch einer irgendwie tragischen Gestalt. Ist das nicht aber auch die Rolle, die in unserer modernen Gesellschaft überzeugten und engagierten Christen immer mehr wächst?

Manche von Ihnen kennen vielleicht folgende „Wandergeschichte“. Sie stammt von Kierkegaard, wurde dann von Harvey Cox in seinem Buch „Stadt ohne Gott“ aufgegriffen und erschien schließlich auch Josef Ratzinger als so aussagekräftig, dass er sie an den Anfang seiner „Einführung in das Christentum“ stellte. Darin wird von einem Zirkus erzählt, der in Brand geraten war. Der Direktor schickte darauf den Clown, der schon zur Vorstellung gerüstet war, in das benachbarte Dorf, um Hilfe zu holen. Das geschah nicht nur eigennützig, denn es bestand die Gefahr, dass über die abgeernteten, ausgetrockneten Felder das Feuer auch auf das Dorf übergreifen würde. Der Clown eilte in das Dorf und bat die Bewohner, sie möchten eiligst zu dem brennenden Zirkus kommen und löschen helfen. Aber die Dörfler hielten das Geschrei des Clowns lediglich für einen ausgezeichneten Werbetrick, um sie möglichst zahlreich in die Vorstellung zu locken; sie applaudierten und lachten bis zu Tränen. Dem Clown war mehr zum Weinen als zum Lachen zumute. Er versuchte vergebens, die Menschen zu beschwören, ihnen klarzumachen, dies sei keine Verstellung, kein Trick, es sei bitterer Ernst, es brenne wirklich. Sein Flehen steigerte nur das Gelächter; man fand, er spiele seine Rolle ausgezeichnet – bis schließlich in der Tat das Feuer auf das Dorf übergegriffen hatte und jede Hilfe zu spät kam. Dorf und Zirkus verbrannten gleichermaßen.

Ich glaube, dass so etwas traditionellen Verkündern des Evangeliums wie auch modernen Kirchenclowns passieren kann: in eine Rolle eingeordnet und gleichsam etikettiert zu werden. Wie wir uns auch gebärden und auf durchaus sehr unterschiedliche Weise den Ernstfall darzustellen versuchen, man meint eben immer schon zu wissen, was wir ins Spiel bringen und dass dies mit dem richtigen Leben nur wenig oder gar nichts zu tun hat. Man schätzt uns vielleicht noch als „Himmelskomiker“, lässt sich durch uns aber nicht wirklich beein-

drucken. Insofern unterscheiden sich Clowns und Theologen manchmal gar nicht so sehr: wir sitzen gewissermaßen im selben Boot, erscheinen allesamt irgendwie kurios und werden – wenn wir nicht das Evangelium verraten und in der Welt aufgehen wollen – von dieser Rolle kaum loskommen. Der christliche Glaube wird für viele eine Narretei bleiben, von der man sich nicht übertölpeln lassen will.

Und was ist nun die frohe Botschaft von alledem? Kurz zusammengefasst könnte sie lauten: Lachen tötet die Furcht und befreit. Es gehört unlösbar zu unserem christlichen Glauben und ist ein Ausdruck der Freude am Leben und auf das, was uns danach erwartet. Wenn es uns noch mehr gelänge, wieder wie Kinder zu sein, könnten wir auch das Himmelreich besser erkennen, erlangen und verdeutlichen. „Du sollst ein Segen sein.“ Diese Verheißung gilt auch uns. Vertrauen wir darauf, dass sie mit Gottes Hilfe und durch unsere ernsthaften oder heiteren Bemühungen zur Verbreitung des Evangeliums auch immer wieder wahr wird. Und mögen wir selbst gesegnet sein und das Leben in Fülle erlangen.

¹ Madeleine Delbrél, *Der Ball des Geborsams*, in: *Madeleine Delbrél, Gott einen Ort sichern. Texte, Gedichte, Gebete*, *Topos plus* 2 2010, 75f.

Ja zur Macht

*Predigt¹ beim Ökumenischen Gottesdienst
zur Konstituierung des Landtags von Sachsen-Anhalt
am 19. April 2011 im Magdeburger Dom
(Mt 5, 3–12)*

Was ist Macht?

Kürzlich erst hat das Meinungsforschungsinstitut Allensbach wieder einmal repräsentativ ermittelt, welches die angesehensten Berufe in unserer Gesellschaft sind. Auf jeden Fall gehören Pfarrer und Politiker nicht dazu. Beide Gruppen haben in den letzten drei Jahren sogar recht deutlich an Beliebtheit eingebüßt. Pfarrern sollen inzwischen noch 28 Prozent der Deutschen besondere Achtung entgegenbringen, Politikern sogar nur 6 Prozent. Irgendwie scheint uns – kirchlichen wie politischen Verantwortungsträgern – ein ähnliches Schicksal beschieden zu sein.

Keine Frage, das gibt uns allen zu denken. Sicher sind die Gründe für diesen Vertrauensverlust vielfältig und durchaus auch unterschiedlich, eines aber, woran wir gemeinsam gemessen werden, dürfte der Umgang mit Macht sein. Macht ist zu allen Zeiten schon immer umstritten gewesen. Viele Menschen sind begierig nach Macht, andere empfinden sie eher als Last und schrecken davor zurück. Manche nehmen gar nicht wahr, dass sie Macht haben und diese unbewusst auch ausüben.

Ursprünglich bedeutet das Wort in unserer Sprache: „einen Teig kneten“, dann aber auch „können“ und „vermögen“. Wer Macht ausübt, drückt sozusagen einem Gebilde den eigenen Stempel auf. In unseren gesellschaftlichen Zusammenhängen bedeutet das dann, dass jemand andere Menschen, eine Gruppe, ein Land oder einen ganzen Staat zu formen versucht. Das kann nach bestem Wissen und Gewissen geschehen, zugleich aber auch in einer Art und Weise, die die Freiheitsrechte anderer einschränkt. Macht ist also durchaus ambivalent. Der, der sie hat, empfindet sie anders, als der, der sie nicht hat. Darum wird sie in einer Demokratie auch begrenzt und kontrolliert.

Gibt es darüber hinaus aber auch positive Kriterien, in welcher Gesinnung man selbst sinnvoll Macht ausüben kann?

Biblische Anregungen

Wir haben eben die sogenannten Seligpreisungen gehört. Mit ihnen eröffnet Jesus seine Bergpredigt, einen der bekanntesten biblischen Texte. „Selig, die keine Gewalt anwenden“, heißt es darin zum Beispiel, „Selig, die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit“, „Selig die Barmherzigen“ oder „Selig, die Frieden stiften“. Der Form nach sind es Glückwünsche, der Sache nach aber Bedingungen, um in das Reich Gottes zu gelangen.

Wie praxistauglich sind diese Seligpreisungen? Wie ernst kann man vor allem die radikale Ethik der weiteren Bergpredigt nehmen? Da steht unter anderem nicht nur: „Du sollst nicht töten!“, sondern sogar: „Liebet eure Feinde und betet für die, die euch verfolgen!“ Kaum etwas scheint uns Menschen unmöglicher zu sein; kaum etwas steht in größerem Widerspruch zu unseren Erfahrungen. Darum gibt es seit der frühen Kirche auch sehr unterschiedliche Meinungen darüber, wie diese erste öffentliche Rede Jesu zu verstehen sei.

Martin Luther war zum Beispiel davon überzeugt: Im Privatleben müsse man das alles wörtlich nehmen – wenn man aber ein öffentliches Amt habe, könne man nicht nach den Maßstäben Jesu leben. Anders ausgedrückt: Mit der Bergpredigt könne man keine Politik machen. Wieder andere gehen davon aus, dass deren Umsetzung gerade in der Politik notwendig sei, um eine gerechte und friedliche Gesellschaft herbeiführen zu können. Davon waren sogar Marxisten wie Ernst Bloch oder Schriftsteller wie der Russe Leo Tolstoi überzeugt.

Doch die Bergpredigt ist nicht das, was vorschnell aus ihr gemacht wird: ein Tugendkatalog oder ein Rezeptbuch für das alltägliche Handeln. Sonst müsste ja – wenn nur die Politiker menschenfreundlicher wären, die Christen authentischer und überhaupt alle Menschen friedlicher – das Paradies auf Erden zu schaffen sein.

So einfach ist das aber nicht. Wer aufmerksam auf die Seligpreisungen hört, wird merken: der Grundton ist ein anderer. Da wird nicht mit ethischen Forderungen begonnen, sondern verheißen, dass wir gut handeln können, weil es eine tiefere Wirklichkeit gibt, die uns trägt. Gerade wenn wir arm, traurig oder verfolgt sind, ist Gott uns nahe. Das bedeutet: Du Mensch kannst Frieden bewirken, du kannst Gerechtigkeit anstreben, du kannst barmherzig sein, weil du nicht dauernd um dich selbst Angst haben musst. Du kommst nicht zu kurz. Du bist geborgen und gehalten – und deshalb kannst du auch über deinen eigenen kleinen Horizont hinaus für andere da sein, kannst du

dich sogar überschreiten. Mit wenigen Worten gesagt: Gottes Liebe befreit uns zum Handeln.

Umgang mit Macht

Das gilt auch Ihnen, die Sie nunmehr in Regierungsverantwortung oder Opposition mit Macht umgehen. Macht ist zunächst einmal gut. Sie kann ein geeignetes Instrument dafür sein, die Interessen anderer Menschen zu vertreten, sich für deren Würde einzusetzen und deren Lebensbedingungen zu verbessern. Manchmal muss Macht auch eingesetzt werden, um Schaden abzuwenden und die Freiheit zu verteidigen. Es wäre dann sogar fatal, wenn Verantwortungsträger ihre Macht nicht wahrnehmen würden. Schnell könnte bei einem Machtvakuum Willkür um sich greifen und ein Chaos entstehen. Deshalb ist es wichtig, Macht anzunehmen, wenn man sie übertragen bekommt, zugleich aber auch verantwortet mit ihr umzugehen. Und das ist gar nicht so leicht.

Wie schnell kann Macht auch korrumpieren. Das ist ihre Schattenseite. Treffend hat Abraham Lincoln dazu einmal bemerkt: „Willst du den Charakter eines Menschen kennenlernen, gib ihm Macht“. Jeder und jede hat auch persönliche Bedürfnisse und Interessen, will Freude bei der Arbeit empfinden, Anerkennung bekommen und auch noch genügend Raum für das eigene Leben haben. Das ist durchaus legitim, wird nur gefährlich, wenn die errungene Position dazu missbraucht wird, sich privat zu bereichern oder auf Kosten anderer in der Öffentlichkeit zu inszenieren. Nur wenige Menschen sind von Natur aus ganz frei davon, sich von den Privilegien und Symbolen der Macht nicht verführen zu lassen.

Was kann da helfen, nicht dem korrumpierenden Sog der Macht zu erliegen?

Wichtig ist dabei sicher, nicht nur aufmerksame und kritische Mitbürger um sich zu haben, sondern auch Menschen vertrauen zu können, bei denen man sein darf, wie man ist. Gerade Mächtige brauchen vertraute Personen, die sie vorbehaltlos annehmen und auch freundlich korrigieren. Eine solche Geborgenheit schafft den nötigen Freiraum, sich über die eigenen Motive und Ziele immer wieder klar zu werden und entsprechend zu handeln. Im Sinne der Seligpreisungen heißt das aber auch: Wer auf Gott vertraut und sich ihm verantwortlich weiß, müsste genügend motiviert sein, so zu handeln, dass es dem Frieden, der Gerechtigkeit und dem Wohle vieler dient.

Liebe Schwestern und Brüder, mit Worten von P. Stefan Kiechle,

einem Jesuiten, möchte ich Sie ermutigen: „Nehmen Sie Ihre Macht an und üben Sie sie aus. Sie ist ein gutes Mittel, um Gutes zu tun. Sagen Sie ja zur Welt. Je mehr Macht Sie haben, desto mehr haben Sie Verantwortung für das Gute. Üben Sie Ihre Macht mit Mut und Vertrauen aus, mit Freude und Dank, aber auch mit Achtsamkeit und Respekt, mit Sorge und Furcht. Nehmen Sie auch die Ohnmacht an, in Geduld und Demut, und akzeptieren Sie das Leiden, das aus ihr folgt. Tun Sie, was nötig und möglich ist: nicht mehr – Sie würden sich und andere überfordern –, aber auch nicht weniger – Sie würden Ihrer Verantwortung nicht gerecht werden.“²

Von Herzen wünsche ich Ihnen allen, die Sie wieder neu – oder auch auf neue Weise – die Geschicke unseres Landes entscheidend mit bestimmen werden: Möge es Ihnen mit Gottes Hilfe gelingen, zum Segen für viele zu werden.

¹ *Angeregt durch S. Kiechle, Macht ausüben (Ignatianische Impulse 13), Würzburg 2005.*

² *Ebd. 75.*

Dem Geist folgen

*Predigt zum Pastoraltag am 13. Oktober 2010
(Gal 5, 18-25; Lk 11, 42-46)*

Glaubwürdigkeitskrise

In der evangelischen Kirche wird seit einiger Zeit verstärkt darüber diskutiert, in welcher Weise Person und Beruf beim Dienst eines Pfarrers oder einer Pfarrerin zusammen gehören. Viele, die derart tätig sind oder sich darauf vorbereiten, empfinden nämlich zunehmend eine Überschneidung von Person und Amt als Überforderung. Man will nicht mehr rund um die Uhr Vorbild sein und erhofft sich eine größere Trennung von Beruf und Privatleben. Schließlich – so habe ich es in einem anderen Zusammenhang mal von jemandem gehört – gehe ein „Wegweiser“ ja auch nicht den Weg mit, dessen Richtung er anzeigt. Andererseits wünschen – wie Umfragen belegen – die Gemeinden mit großer Mehrheit, dass bei Pfarrerinnen und Pfarrern das Handeln mit der Predigt übereinstimmt. Ihr Leben soll aus einem Guss sein. Innen und Außen habe zu entsprechen. Das gehöre zur Glaubwürdigkeit.

Liebe Schwestern und Brüder, bei diesem Thema können wir uns nicht einfach zurücklehnen, als ob uns solche Debatten nichts angehen würden. Im Gegenteil. Zum einen leben wir wie alle Menschen in so komplexen Zusammenhängen, dass es gar nicht so leicht ist, „aus einem Guss“ zu sein. In was für verschiedenen Rollen bewegen wir uns doch in unserem Alltag! So bin ich z.B. bei den Behörden der Bürger, im Supermarkt der Kunde, während der Urlaubsreise der Tourist, beim Abiturtreffen der ehemalige Mitschüler und in meiner Verwandtschaft der Bruder, Onkel oder Cousin. Und in kirchlichen Zusammenhängen oder in der gesellschaftlichen Öffentlichkeit erscheine ich als „der Bischof“. Was heißt es da, glaubwürdig zu sein, wenn ich mal dieser und mal jener bin? Wie kann man dabei nicht zerrissen und zwiespältig werden, sondern authentisch bleiben?

Die Frage nach der Glaubwürdigkeit trifft uns aber auch vor allem aus einem weiteren Grund derzeit bis ins Mark. In den vergangenen Monaten ist das Vertrauen vieler Menschen in unsere Kirche tief erschüttert worden. Wir haben – wie Erzbischof Zöllitzsch es kürzlich formulierte – „Zweifel aufkommen lassen an der Ernsthaftigkeit und Lauterkeit unseres Redens und Tuns“. Insofern treffen die Weherufe, die Jesus an gewisse Kreise der Pharisäer und Schriftgelehrten gerich-

tet hat, in schmerzlicher Weise auch auf uns zu. Den Menschen religiöse Pflichten aufzulegen und sich selbst nicht daran zu halten; gute Werke zu tun, nach außen hin vorbildlich zu erscheinen, aber die Liebe zu Gott und zu den Menschen dabei zu vergessen – das ist nichts, was wir in ferne Zeiten delegieren könnten. Das geht uns unmittelbar etwas an. Viele Menschen erwarten nämlich, wie die Umfragen in der evangelischen Kirche zeigen, dass man im persönlichen Leben eines Menschen, der von Gott redet, auch einen Widerhall dieser Rede findet. Sie wollen wissen, wie es gehen kann, mitten im Alltag mit seinen Arbeits-, Familien- und Gesundheitsproblemen Gott zu finden. Sie suchen nach einer Orientierung bei den tieferen Fragen des Lebens. Im Grunde sehnen sie sich danach, in uns Christus zu begegnen. Und ich meine, dass sie das zu Recht erwarten dürfen. So sehr ich den Wunsch vieler Hauptamtlicher – auch aus unserer Kirche – nach privaten Freiräumen nachvollziehen kann, so sehr glaube ich doch, dass pastorale Berufe etwas anderes sind als ein „Job“, bei dem man nach Dienstschluss den Griffel aus der Hand legt und sich in einen völlig anderen Menschen verwandelt. Das heißt nicht, dass nicht auch wir ein gesundes Maß an Distanz, Freizeit und Erholung brauchen. Es heißt auch nicht, 24 Stunden lang verfügbar sein zu müssen. Das wäre eine heillose Überforderung und auch Selbstüberschätzung.

Bekehrung

Der Ruf nach Glaubwürdigkeit – so meine ich – zielt auf etwas anderes. Es geht um eine Haltung, die der frühere Mailänder Kardinal Carlo Martini einmal mit dem „Tun des Herzens“ umschrieben hat. Er meint damit eine Haltung, die aus der inneren Verbindung mit Christus erwächst. Sie erlaube es Christus, sich in unserem Leben auszuwirken – mögen wir auch noch so schwach, armselig und begrenzt sein. Diese Haltung kann dann eben nach Feierabend nicht einfach weggelegt werden wie ein Kleidungsstück. Sie zieht sich vielmehr durch all die Rollen hindurch, die wir im Alltag zu spielen haben.

Sicher, jeder und jede von uns bekennt sich zu Christus. Ihn wollen wir auch anderen Menschen verkünden. Doch sind wir – ehrlich betrachtet – nicht manchmal zu träge und abgestanden, zu diesseitsorientiert und wenig himmlisch beflügelt? Papst Johannes Paul II. hat einmal in einem Schreiben über die Priester etwas geschrieben, was, so meine ich, auf alle pastoralen Berufe und auch auf alle engagierten Christen zutrifft. Er spricht von vier Risiken, denen wir ausgesetzt sind: Das kann ein übertriebener Aktivismus sein oder eine eingefah-

rene Routine, außerdem eine Überheblichkeit in dem Sinne, dass man meint, keinerlei kritische Überprüfung seines Tuns zu brauchen, und schließlich eine innere Müdigkeit, die die Folge von Schwierigkeiten und Enttäuschungen ist.¹ Jeder und jede sollte sich immer wieder einmal selbst ehrlich fragen: Welches dieser Risiken bedroht mich? An welcher Stelle bedarf ich der Bekehrung oder auch der Hilfe anderer? Denn wo es diese immer neue Bekehrung nicht gibt, laufen wir tatsächlich Gefahr, dass unser Reden und Tun auseinanderklaffen. Eine innere Unzufriedenheit kann sich breit machen. Um sie zu kompensieren, begeben manche sich dann auf fragwürdige Wege. Doch genau so gerät unsere Glaubwürdigkeit in Gefahr. Die Menschen haben ein sehr feines Gespür dafür, ob jemand das auch selbst lebt, was er oder sie anderen predigt.

Insofern tun wir gut daran, uns die harten Worte, die wir aus dem Mund Jesu im heutigen Evangelium gehört haben, selbst zu Herzen zu nehmen. Diese Weherufe sollen uns keine Angst machen, aber uns wachrütteln. Noch stärker werden wir vielleicht schon durch die Krise, die wir als Kirche zurzeit erleiden, heilsam erschüttert und zu mancher Besinnung und Umkehr geführt. Dabei können wir Christus nicht in unser Herz zwingen. Wir können uns ihm aber öffnen oder verweigern. Es braucht vor allem unsere Entschiedenheit, wirklich bei Christus sein zu wollen. Es braucht die Bereitschaft, geistlich wach zu bleiben. Das kann in Form von Exerzitien geschehen, im Austausch mit anderen und in der bewussten Gestaltung des Alltags. Vor allem braucht es aber ein gutes Stück Ehrlichkeit im Umgang mit unserer eigenen Wirklichkeit: mit unseren Fähigkeiten und Grenzen. Wir können letztlich nicht aus unserer Haut schlüpfen; doch nichts und niemand können uns davon abhalten, sich mit Haut und Haaren der Kraft Jesu Christi anzuvertrauen. Diese Kraft ist imstande, unser Herz umzugestalten. Mit Christus im Herzen braucht uns nicht angst und bange zu werden. Und je inniger diese unsere Beziehung zu ihm ist, umso glaubwürdiger wird unsere Verkündigung. Je mehr wir bei ihm sind, desto eher sind wir in der Lage, den Menschen so zu dienen, dass sie spüren: das hat mit Gott zu tun.

Freude

Schließlich sei noch ein wichtiges Kriterium genannt, das anzeigt, ob wir auf *dem* Weg sind, den Gott uns führen will. Wie können wir unseren Zeitgenossen die frohe Botschaft Gottes glaubwürdig bezeugen, wenn uns selbst die Freude fehlt, wenn sich unter Umständen

– wie Luther sagt – ein „saurer Geist“ in uns eingeschlichen und breit gemacht hat, der alles zersetzt: die Fähigkeit, zu sehen, zu arbeiten, zu lieben und zu staunen? „Depressionen sind wie Vögel“ – schreibt Luther auch einmal – „man kann nicht verhindern, dass sie über deinem Haupte kreisen, man kann aber verhüten, dass sie Nester in deinem Haar bauen! Es ist der Teufel, der dich so isolieren und in die Einsamkeit einschließen will.“

Man kann verbissen und verbittert die Treue bewahren und sich zynisch und sarkastisch behaupten. Das aber wird höchstens abschrecken und niemanden überzeugen. Fast gleiches gilt auch von penetranter und zur Schau getragener Fröhlichkeit. Gefragt ist hingegen jene frohe Grundstimmung, die Paulus im Brief an die Galater ja auch zu den Früchten des Heiligen Geistes zählt. Diese ist nicht unbedingt ein durchgehendes und kontinuierliches Gefühl, wie sehr sie sich auch in sichtbarem Vergnügen äußern kann und soll, sondern übersteigt die erfahrbaren Gefühle. Die Freude, die Christus uns schenkt, besteht darin zu glauben, dass wir alles bekommen, was wir brauchen, um erfüllt zu leben. Sie gründet auf der geschenkten Gewissheit, dass die Welt trotz ihrer Unvollkommenheit im Tiefsten doch im Lot ist, und dass es gute und gangbare Wege gibt, die weiterführen. Letztlich ist diese Freude auch ein Ausdruck von Liebe und Teilnahme, ja von Mitfreude.

Lassen wir uns in diesem Sinne von Christus beschenken und von seinem Geist führen. Gehen wir nicht nur zeit- oder teilweise unserer Berufung nach; setzen wir vielmehr alles auf eine Karte: ganzheitlich, in Freud und Leid, mit Leib und Seele, beherzt und engagiert.

¹ Papst Johannes Paul II., *Nachsynodales Schreiben „Pastores dabo vobis“: Über die Priesterbildung im Kontext der Gegenwart*, 25.03.1992, 156.

Seelsorger – Pfarrer – Dompropst

*Predigt zur Einführung des Kathedralpfarrers
Reinhold Pfafferodt am 17. Oktober 2010 in Magdeburg
(Ex 17,8-13; 2 Tim 3,14-4,2; Lk 18,1-8)*

Ein neuer Pfarrer wird eingeführt, beginnt offiziell seinen Dienst an anderer Stelle als bisher, dazu in einer Zeit vielfältiger und spannungsreicher Veränderungen – und dann auch noch an einer Bischofskirche. Welche Zumutungen oder Erwartungen verbinden sich damit? Wie kann er dem gerecht werden, zugleich Seelsorger, Pfarrer und Dompropst zu sein? Und worauf darf er sich verlassen oder wenigstens hoffen?

Seelsorger

Mein früherer Heimatpfarrer soll vorschulpflichtige Kinder aus der Gemeinde einmal gefragt haben: „Wisst ihr denn, wer ich bin?“ Die Antwort war: „Ja, der Pfarrer.“ Und auf die weitere Frage: „Wisst ihr auch, was ich so mache?“, bekam er von einem kleinen Jungen zu hören: „Ja, predigen. – Aber sag mal, kannst du nichts anderes?“

Du, lieber Dompropst und Mitbruder, kannst durchaus auch anderes. Das hast du in den inzwischen 33 Jahren priesterlichen Dienstes an mehreren Orten unseres Bistums eindrücklich gezeigt. Viel wird von Seelsorgern erwartet, manchmal auch zuviel. Am besten sollten sie eine Mischung unterschiedlichster Berufe sein: vom Verwaltungsleiter, Bauherren, Denkmalschützer, Manager und Politiker bis zum Lehrer, Sozialarbeiter, Psychologen und Unterhaltungskünstler. Tatsächlich kann manche Qualifikation über das Theologiestudium hinaus hilfreich sein; einiges erscheint sogar notwendig. Und doch sollte ein Priester über all dem, womit er sich zu beschäftigen hat, nicht seine eigentliche Berufung vergessen: Menschen zu Jesus Christus hinführen und ihnen damit Wahrheit, Liebe und Sinn zu erschließen.

Hat unsere Gesellschaft heute nicht vielleicht sogar mehr denn je solche Menschen nötig, die anderen helfen, im Gewühl des Alltags nicht ihr Gewissen zu verlieren; die inmitten einer säkularisierten Welt die Spuren Gottes in der Geschichte und im eigenen Leben aufzeigen; deren Lebensstil geistige Unruhe schafft und zum Nachdenken provoziert?

Sind nicht nach wie vor priesterliche Menschen gefragt, die der Ver-

söhnung dienen und die Gemeinschaft untereinander und mit Gott fördern; die Mut machen, der eigenen Berufung zu leben, gegen den Strom zu schwimmen und sich selbstlos zu engagieren; die anderen Barmherzigkeit erweisen, Trost spenden und Auswege aufzeigen?

„Kannst du nichts anderes als predigen?“ „Doch“, so würde wohl jeder Priester antworten, „aber darin besteht eine meiner wichtigsten Aufgaben“. Danach wird auch bei der Priesterweihe gefragt: „Bist du bereit, in der Verkündigung des Evangeliums ... den Dienst am Wort Gottes treu und gewissenhaft zu erfüllen?“ Davon spricht auch der Apostel Paulus – wie wir heute gehört haben – in seinem zweiten Brief an Timotheus: „Verkünde das Wort, tritt dafür ein, ob man es hören will oder nicht, weise zurecht, tadle, ermahne, in unermüdlicher und geduldiger Belehrung.“ Das ist für Prediger eine immer wieder neue Herausforderung, selbst erst einmal gläubig zu verstehen, was Gott uns durch die heiligen Schriften sagen will, und dann auch noch, nicht nur andere klug und leidenschaftlich darüber zu belehren, sondern zugleich das eigene Leben danach auszurichten.

„Kannst du nichts anderes als predigen?“ „Doch“, so müsste ich auf diese Frage eingehen, „wesentlich gehört zum Beruf eines Priesters sogar mindestens noch dazu, die Eucharistie zu feiern, Sakramente zu spenden und – wie Jesus es seinen Jüngern im heutigen Evangelium nahelegt – allezeit zu beten und darin nicht nachzulassen. Auch Mose mit seinen erhobenen Armen in der Lesung aus dem Buch Exodus könnte als Sinnbild für diese priesterliche Aufgabe angesehen werden, Vorbeter aller und im guten Sinn „Anstifter“ zum Gebet zu sein.

Das alles und noch viel mehr verbindet sich schon mit jedem Priester, der als Seelsorger seinen Dienst tut. Was aber kommt nun bei einem Pfarrer noch dazu?

Pfarrer

Nüchtern heißt es dazu im Codex des kanonischen Rechtes unserer Kirche (CIC 1983, Can. 519): „Der Pfarrer ist der eigene Hirte der ihm übertragenen Pfarrei; er nimmt die Seelsorge für die ihm anvertraute Gemeinschaft unter der Autorität des Diözesanbischofs wahr, zu dessen Teilhabe am Amt Christi er berufen ist, um für diese Gemeinschaft die Dienste des Lehrens, des Heiligens und des Leitens auszuüben, wobei auch andere Priester oder Diakone mitwirken sowie Laien ... mithelfen.“

Einem Pfarrer obliegt es grundsätzlich also erst einmal, auf dem

ihm vom Bischof zugewiesenen Territorium die Leitung wahrzunehmen: zu organisieren, zu verwalten, zu koordinieren. Zusammen mit anderen Haupt- und Ehrenamtlichen trägt er Verantwortung für die Weitergabe des Glaubens, die Feier der Gottesdienste und das diakonische Handeln. Er hat zu motivieren, zu fördern, zu vernetzen, zu repräsentieren, zu entscheiden. Seine Sorge darf nicht nur den sogenannten treuen Katholiken gelten, er sollte auch die im Blick haben, die andere Wege gehen und sich vielleicht nicht so selbstverständlich mit unserer Kirche identifizieren. Auch ökumenische Beziehungen und gesellschaftliche Kontakte müssten ihm ein Anliegen sein.

Dass alles freilich nicht mehr genauso wahrgenommen werden kann wie früher, dürfte vielen inzwischen bewusst sein. Ein Pfarrer kann schließlich nicht all das weiterführen, wofür einmal – wie im Fall unserer jetzigen Kathedralpfarre – vier Pfarrer zuständig waren. Andererseits sind neue Akzente zu setzen, um den veränderten Herausforderungen gerecht zu werden und lebensfähig beziehungsweise lebendig in Erscheinung treten zu können: als Pfarrei und auch als „Kirche vor Ort“. Dazu muss sicher überlegt werden, wie man künftig noch dichter zusammenrückt. Dazu gehört ebenso, sich als Angehörige der Pfarrei noch mehr für die sozial-karitativen Einrichtungen auf dem eigenen Gebiet verantwortlich zu fühlen. Sind diese als Orte der Begegnung zwischen Christen und Nichtchristen nicht eine besondere Chance, das Evangelium Jesu Christi zu bezeugen?

Viel Mut, Fantasie und Überzeugungskraft sind nötig, um akzeptable und zukunftsweisende Lösungen für die Entwicklung unserer Pfarreien und den Einsatz pastoraler Kräfte zu finden. Kein Pfarrer wird mehr allem gerecht werden können. Darum müssen Prioritäten gesetzt werden. Dazu könnten oder sollten auch solche gehören, wie sie schon der 1994 verstorbene Aachener Bischof Klaus Hemmerle für den priesterlichen Dienst formuliert hat. „Wichtiger“ – so lautet eines seiner Kriterien – „ist, die Mitarbeiter geistlich zu begleiten, als möglichst viele Aufgaben selbst und allein zu machen.“ Dann heißt es auch: „Wichtiger ist die Offenheit fürs Ganze (also für die ganze Gemeinde, fürs Bistum, für die Weltkirche) als das noch so wichtige partikuläre Interesse.“ Und schließlich empfiehlt er noch: „Wichtiger ist, dass allen der Glaube bezeugt wird, als dass alle herkömmlichen Ansprüche befriedigt werden.“ Mehr denn je wird einem Pfarrer zusammen mit dem ihm Anvertrauten in unserer Region also abverlangt, umzudenken und neue Wege zu beschreiten. Mangel an Priestern und übrigen Gläubigen gelten weithin als Ursache. Vielleicht will uns Gott durch solche Herausforderungen aber auch von manchen

Verkrustungen befreien und zu einer Lebendigkeit verhelfen, die überzeugender ist.

Dompropst

Schließlich ist der neue Pfarrer zugleich auch noch Dompropst und damit in besonderer Weise für die Kathedrale St. Sebastian zuständig. Hier ist – wie die Kathedra, der mit Wappen geschmückte Sitz hinter dem Altar zum Ausdruck bringt – der Bischof zu Hause. Hier trifft sich nicht nur die ansässige Gemeinde, hierher kommen auch andere Magdeburger oder Auswärtige, Gläubige aus unserem Bistum und darüber hinaus, Gäste und Touristen aus dem In- und Ausland. Neben ganz normalen Gottesdiensten finden bisweilen auch sehr feierliche statt. Für viele ist diese Kirche eine vertraute Heimstatt; oftmals bietet sie aber auch Suchenden und Interessierten eine erste Anlaufstelle. Immer wieder treffen unterschiedliche Voraussetzungen und Erwartungen aufeinander, gibt es auch Spannungen und Enttäuschungen. Man kann diese Multifunktionalität der Kirche St. Sebastian als schwierig oder sogar als belastend beklagen, man kann sie aber auch als Chance begreifen, um miteinander konkret etwas von dem Wirklichkeit werden zu lassen, was wir uns ja bei unserem Pastoralen Zukunftsgespräch auf die Fahne geschrieben haben: „Wir wagen den Aufbruch. Wir wollen eine Kirche sein, die sich nicht selbst genügt, sondern allen Menschen Anteil an der Hoffnung gibt, die uns in Jesus Christus geschenkt ist. ... Deshalb“ – so heißt es dann auch noch – „nehmen wir die Herausforderung an, in unserer Diasporasituation eine missionarische Kirche zu sein. Einladend, offen und dialogbereit gehen wir in die Zukunft.“ Wenn das nicht nur eine hehre Erklärung oder ein frommer Wunsch bleiben soll, müsste sich an unserer Mentalität und unserem Verhalten noch manches ändern. Pfarrei wie Kathedralkapitel und Bischof sind hier gefragt, gemeinsam nach Möglichkeiten zu suchen, das Evangelium noch zugänglicher zu machen. Und der Dompropst und neue Pfarrer könnte dabei vielleicht hilfreich vermitteln.

Zumutungen und Erwartungen sind nun genannt. Wie aber kann jemand all dem gerecht werden? Statt einer Antwort finde ich hilfreich, was ein Priester und Dogmatikprofessor unserer Tage (K.-H. Menke) als Gebet einmal so formuliert hat: „Herr Jesus Christus, ich weiß, dass nicht wichtig ist, ob ich ankomme, ob ich gelobt werde, ob ich Erfolg und Anerkennung ernte; ich weiß, dass nur eines wichtig ist:

dass ich Dir nicht im Wege stehe, dass ich Dein Werkzeug bin, dass ich die Menschen nicht zu mir, sondern zu Dir führe. Herr Jesus Christus, bewahre mich vor dem Wahn, ich selbst müsste die Welt retten. Lass mich nie vergessen, dass Du sie schon gerettet hast ... Ich bin das Fenster, Du das Licht. Du kannst durch mich hindurch, was ich nicht kann. Du fädelst Dich ein in diese Welt durch mich armseliges dünnes Nadelöhr hindurch. Das macht mich frei von der Last, etwas bewirken zu müssen, was meine Kraft übersteigt. Das macht mir Mut zu der Vollmacht, die Du in mich, in meine Schwäche und Armseligkeit gelegt hast. Ja, Du in mir! So froh, so unverkrampft und echt wird mein Leben, wenn ich mich entschieden habe zu Dir in mir.“

Lieber Kathedralpfarrer und Dompropst, lieber Reinhold, mögest du dich mutig und gelassen dem stellen, wozu du berufen und beauftragt bist. Ich hoffe auf eine gute Zusammenarbeit und wünsche dir von Herzen Gottes Segen.

Wovon lassen wir uns leiten

*Predigt zu Christkönig
am 21. November 2010 in Magdeburg
(2 Sam 5, 1-3; Kol 1, 12-20; Joh 8, 33b-37)*

Heute feiern wir das Hochfest Christkönig. Was mag jeder und jede Einzelne von Ihnen damit wohl verbinden? Können wir mit dieser Vorstellung in unserer Zeit überhaupt noch etwas Sinnvolles anfangen? Als dieses Fest eingerichtet wurde, herrschten ganz andere Verhältnisse.

Das Heilige Jahr 1925 hatte in noch nie erlebter Zahl Gläubige aus der ganzen Welt nach Rom geführt und dort das Gottesreich aus allen Nationen sichtbar gemacht. Entgegen der Zerrissenheit des I. Weltkrieges sollte nach Vorstellung Pius XI. nunmehr im Christkönigsfest die Idee der Gemeinschaft der Völker festgehalten werden. Das Fest stand in Gegenposition zur tatsächlichen Säkularisierung.

In Deutschland wurde es bald der pfarrliche Tag der Jugend und das Abwehrfest gegen den Nationalsozialismus. Wer einen himmlischen König hatte, brauchte keinen irdischen Führer zu fürchten!

Inzwischen hat sich der Kontext gewandelt: Einerseits sind Pluralismus und Demokratie verbreitet, andererseits erschallen auch wieder Rufe nach starken Führern, lassen manche sich freiwillig von bekannten oder anonymen Mächten verdummen und versklaven, träumt man von königlichen Familien und ihrem höfischen Glanz.

Wenn wir Christus dennoch den Königstitel nicht entziehen wollen, sollten wir uns wenigstens unserer Befangenheiten bewusst sein und Nüchternheit bewahren. Es gilt aber auch, diesen Begriff zu klären. Was ist mit „König“ gemeint?

Königliche Schreckbilder

Da sind zunächst einmal einige Schreckbilder klar zurückzuweisen:

- Wenn in Ägypten ein Pharao starb und im aufwendigen Pomp des alten Orients beigesetzt wurde, starb nicht nur ein König, dann mussten auch seine Diener ihr Leben lassen, um ihm im Totenreich weiterhin zur Verfügung zu stehen. Schließlich war der Pharao ja Herr über Leben und Tod.

- In Frankreich gab es einen König, der von sich sagen konnte: „Der Staat, das bin ich!“ Um ihn und seinen Hof drehte sich alles. Er wur-

de die Sonne seines Landes genannt: der Sonnenkönig Ludwig XIV. Bei seinem Begräbnis aber sollen aus der Volksmenge Steine gegen seinen Sarg geworfen worden sein, denn sein aufwendiger Hof und seine Kriege und Machtkämpfe hatten das Volk ausbluten lassen.

- Zur gleichen Zeit legte in den Sümpfen der Ostsee ein anderer König eine Stadt an, die seinen Namen bekam: St. Petersburg. 40.000 - 50.000 Menschen ließ dieser König zehn Jahre lang ununterbrochen arbeiten; und es machte ihm nichts aus, dass ein paar Tausende dabei umkamen. Aufgrund seiner unumschränkten Macht, Ideen und Pläne gab ihm die Geschichte sogar den Beinamen „der Große“ und ließ vergessen, dass er widerstrebende Menschen rücksichtslos opferte.

- Könige aus den Geschichtsbüchern; Könige, die den Namen tragen „der Große“, „der Schreckliche“, „der Grausame“, „der Schöne“. Ganz selten heißt es einmal von einem König im Beinamen, dass er gütig, heilig oder fromm war.

- Und heute, wo Könige kaum noch politische Macht haben, scheinen sich derartige königliche Auswüchse demokratisiert und verallgemeinert zu haben. Wie viele Menschen sind so machtgerig, herrschsüchtig, ehrgeizig und von den eigenen Ideen besessen, dass auch sie „über Leichen gehen“ und versuchen, die Welt in den Griff zu bekommen. Um andere zu tyrannisieren, braucht man nicht königlicher Herkunft zu sein.

Das andere Königtum ...

Wenn dies alles aber nicht auf Jesus zutrifft, wie ist sein Königtum dann zu verstehen? Im Johannesevangelium wird eine Szene geschildert, wo sich Jesus und Pilatus gegenüberstehen. Auf der einen Seite begegnet uns Pilatus als machtvoller Repräsentant eines Reiches, das vom Rhein bis zum Nil und vom Schwarzen Meer bis zum Atlantik reicht, auf der anderen Seite steht ein Angeklagter, den die besten Freunde im Stich gelassen haben, ein Gescheiterter ohne jeglichen Besitz. Und dieser wagt auf Anfrage des Pilatus zu behaupten: „Ja, ich bin ein König“. Zugleich macht er aber deutlich, dass er kein König im irdischen Sinn ist: „Mein Königtum ist nicht von dieser Welt“ (Joh 18, 36).

Es ist also zwecklos, irdische Machtvorstellungen als Maßstab anzulegen. Jesu wahre Größe zeigt sich vielmehr darin, dass er unbeirrt für seinen himmlischen Vater Zeugnis ablegt und dabei in Liebe zu ihm und uns Menschen den Weg der Erniedrigung bis zum Tod am Kreuz freiwillig auf sich nimmt.

Die imperialen und triumphalen Messiasvorstellungen seiner Jünger hat er deshalb einmal sogar als satanische Versuchung zurückgewiesen. Statt Selbstbehauptung lebte er Selbsthingabe. Er wollte keine Untertanen, sondern Freunde. Er ließ sich nicht bedienen und wollte erst recht nicht verdienen, sondern er diente. Er wusch den anderen nicht den Kopf, sondern die Füße. Seine Königskrone bestand schließlich aus Dornen. Scheinbar ohnmächtig erwies er sich letztlich doch als der eigentliche Sieger.

Für die herrschenden Kreise seiner Zeit bleibt er ein lächerlicher Phantast, ein Verlierer, ein frommer Scharlatan, ein einfältiger Volksverführer. Im heutigen Evangelium wird drastisch geschildert, wie sehr er von den führenden Männern des Volkes und von den Soldaten verspottet wird, als er am Kreuz hängt. „Wenn du der König der Juden bist, dann hilf dir selbst!“, so rufen sie ihm zu.

Viele bleiben bei dieser Verhöhnung passiv, einige werden nachdenklich, und nur wenige erkennen seine Bedeutung und Würde. Auch einer der Verbrecher, die mit ihm am Kreuz hängen, erkennt in ihm den wahren König. Jesus nimmt dieses Bekenntnis an und sagt ihm zu, dass er bei ihm im Paradies leben wird. Seine Macht reicht über den Tod hinaus.

... und sein Programm ...

Damit sind durch Jesus Maßstäbe gesetzt worden. Er ist „das Ebenbild des unsichtbaren Gottes“, wie es in der Lesung aus dem Kolosserbrief heißt (Kol 1,15). Das heißt: Er zeigt, wer Gott ist. Er macht Gottes Liebe sichtbar, die alles zu heilen vermag; er macht Gottes Macht sichtbar, die die Armen und Geringen groß werden lässt. In Jesus ist Gott selbst Mensch geworden, damit der Mensch sich wieder seiner göttlichen Herkunft bewusst wird.

Nicht Stärke und Macht, Reichtum und Schönheit, Intelligenz und Erfolg sind das Maß aller Dinge, sondern die göttliche Würde, die einem jeden Menschen innewohnt, vom Embryo bis hin zum Sterbenden.

Nach diesen Maßstäben, die Jesus gesetzt hat, wird auch unser Leben beurteilt. Jesus fragt uns deshalb:

- Wie verhältst Du Dich angesichts der Spielregeln, die in der heutigen Gesellschaft gelten? Solche lauten ja: Es muss alles immer höher und immer weiter gehen. Der Stärkere setzt sich durch. Wer verliert, bleibt auf der Strecke.

- Nimmst du die Armen und Schwachen wahr und kümmerst du

dich um die Geringsten? Oder haben es dir eher die Angesehenen und Mächtigen angetan, von denen du zu profitieren hoffst?

- Wie gehst Du mit Krankheit, Behinderung und Schwäche um, wie mit Kindern, die noch nicht geboren sind, wie mit Sterbenden auf ihrem letzten Weg? Jesu Königtum erweist sich gerade auch an dieser Stelle als etwas, das gegen den Trend ist. Es macht auch deutlich, dass menschliches Leben zu keinem Zeitpunkt als eine „wertneutrale Sache“ betrachtet werden darf, über die der Mensch verfügen kann. In der derzeit hochbrisanten Debatte um die Präimplantationsdiagnostik (PID) gilt es für uns Christen deshalb auch, sich entschieden für ein Verbot dieses Verfahrens einzusetzen. Schließlich geht es bei der Präimplantationsdiagnostik ja um Embryonen, die im Reagenzglas erzeugt worden sind. Zum einen werden ihnen Zellen entnommen, die sich in diesem embryonalen Stadium noch zu vollständigen Menschen entwickeln könnten; zum anderen werden diese Zellen auf eventuelle genetische Schädigungen untersucht, um dann den Embryo ggf. „aus-sortieren“ zu können. Dahinter steht der Grundgedanke, dass es erlaubt sei, das Leben eines möglicherweise behinderten Kindes von vornherein zu verhindern und so allen Beteiligten viel Leid zu ersparen. Menschlich vielleicht verständlich ist eine solche Einstellung aber unvereinbar mit der unantastbaren Würde, die von Gott her allen Menschen vom Zeitpunkt der Befruchtung an zukommt. Auch in denen, die anderen als nutzlos, belastend und überflüssig erscheinen, leuchtet das Antlitz Gottes auf. Hier kann es keine Güterabwägung geben. Die Starken und Gesunden dürfen sich nicht auf Kosten der Schwachen durchsetzen. Eine solche Mentalität wäre letztlich für unsere Gesellschaft verheerend.

Liebe Schwestern und Brüder, auch wenn wir in einer völlig anderen Gesellschaft leben als die Menschen zur Zeit Jesu, so sind wir im Grunde doch zu den gleichen Entscheidungen herausgefordert. Immer wieder geht es um die Frage, wovon wir uns leiten lassen. Es ist nicht gleichgültig, wie man sein Leben gestaltet. Unser Schicksal ist nicht nur fremdbestimmt. Wir selbst richten uns durch unsere eigenen Taten und Unterlassungen, Worte und Gedanken – und das täglich, ja stündlich.

Das könnte uns angst machen, wenn da nicht noch das Vertrauen auf Jesu Liebe und Erbarmen wäre. Schließlich ist der Menschensohn, Hirt und König, der uns am Ende der Tage die Augen über uns selbst öffnen wird, kein anderer als der, der uns bis zum Äußersten entgegengekommen ist, um uns zu erlösen.